

George Mikes



Eine Reise
durch
Deutschland

... über Alles



Diogenes

Alle Rechte vorbehalten

Die englische Ausgabe von «Über Alles – Germany explored» ist im Frühjahr

1953 bei Allan Wingate in London erschienen

Copyright 1953 by Danie Keel Diogenes Verlag Zürich 32

Printed in Switzerland by Elfingerhof AG Brugg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

INHALT

	Seite
Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
Der Autor entschuldigt sich	9
Einleitung	11
Erster Teil. Ein Schnappschuss	
Dualismus	16
Zweiter Teil. Menschen und Dinge	
Erste Eindrücke	22
Sollen wir sie lieben?	26
Die Gefahr des Denkens	35
Die Gefahr des Arbeitens	40
Die Gefahr des deutschen Humors	45
Vom Mangel an teutonischen Göttern	53
Wie man einen Groll hegt	56
Liebe deinen Nächsten	62
Auf der Strasse	66
Dritter Teil. Es riecht nach Fremden	
Rassenhass	72
Schöpferische Fussbekleidung	77
Passport to Pimlico	87
Ein Blick hinter den Vorhang	94
Die Juden	101
Vierter Teil. Deutschland spricht	
Bonn	112
Die Sozialnationalisten	118
Flüchtlinge	127
Der Diplomat	131
Die Ruhrbarone	137
Das Vierte Reich	143
Auf der Suche nach einem Nazi	149
Abschied von Deutschland	156

Von George Mikes erschienen im Paul Zsolnay Verlag, Wien:

KOMISCHE LEUTE

England und Amerika neu entdeckt

WEISHEIT FÜR ANDERE

SHAKESPEARE UND MIKES

In Vorbereitung sind im Diogenes Verlag, Zürich

NIEDER MIT ALLEN!

MILCH UND HONIG

VORWORT

ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Nachdem dieses Büchlein in England erschienen war, wurden mir von den Kritikern zwei Vorwürfe gemacht: 1. Mein Buch sei pro-deutsche Propaganda. 2. Es sei eine Abhandlung gegen Deutschland. Ich beklage mich nicht über meine Rezensionen. Alles in allem waren sie günstiger und schmeichelhafter, als ich es verdient habe, und so würde es mir nicht im Traum einfallen, mit meinen Rezensenten zu polemisieren. Doch diese einander widersprechenden Kritiken haben mich überrascht; und noch überraschender sind die Quellen, aus denen sie stammen.

So war es, zum Beispiel, die *Jewish Chronicle*, die mir einen sanften Vorwurf daraus machte, dass ich nicht pro-Deutsch genug sei. Mr. Maurice Edelman, Mitglied des Unterhauses, sagte in einem sehr gut geschriebenen, sehr geistreichen Artikel: ‚Mr. Mikes . . . hat es versäumt, jenen aufrichtigen Deutschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – und ihrer gibt es viele – die den Versuch machen, den *circulus vitiosus* von Nationalismus, Krieg und Rückoberung zu brechen, in dem ihr Land seit hundertfünfzig Jahren befangen ist‘. Andererseits haben grosse deutsche Zeitungen Artikel veröffentlicht, darin es heisst, mein Buch erweise Deutschland einen grossen Dienst. ‚Und es wäre vielleicht gut‘, erklärt die ‚Frankfurter Allgemeine Zeitung‘ zum Beispiel, ‚wenn auch die Deutschen dieses Büchlein zu lesen bekämen, um einmal zu sehen, wie man sie – *sine ira et studio* – von draussen, mit fremden Augen, sieht‘.

Nur natürlich, dass manche Leser jetzt die Frage stellen werden: Ist das Buch nun pro-Deutsch oder anti-deutsch? Es ist keines von beiden – es ist beides. Unmöglich kann ich behaupten, die absolute Wahrheit ausgesprochen zu haben. Und was ist denn die absolute Wahrheit? Wer bin ich, dass ich mir einbilden dürfte, die absolute Wahrheit über ein Thema auszusagen, bei dem das so vielen andern

– von Tacitus bis zu Sir Winston Churchill – misslungen ist?!

Nur eines darf ich für mich in Anspruch nehmen: Ich habe redlich mein Bestes versucht. Ob mein Bestes gut genug war, darüber muss der Leser entscheiden. War ich ungerecht – wie manche Leute behaupten – so war ich ungerecht gegen den Nazismus und den Antisemitismus; ich war ungerecht gegen die Idee des Massenmordes; aber ich glaube nicht, dass ich den Deutschen gegenüber ungerecht war. Ich habe versucht, auszusagen, was ich dachte; und was ich gesehen habe, das habe ich niedergeschrieben. Immerhin ist es mein eingeborenes Recht, zu irren und Fehler zu begehn. Der Leser wird es mir hoffentlich verzeihen, dass ich mich dieses Rechts bedient habe. Ach, du guter Gott, wie langweilig, wie öde muss es sein, ein Buch zu lesen, das in allen seinen Behauptungen unbeugsam recht hat und tödlich genau ist! Zum mindesten kann ich für mich in Anspruch nehmen, dass ich mich dieser Sünde nicht schuldig gemacht habe.

London, im Oktober 1953.

G. M.

DER AUTOR ENTSCULDIGT SICH

Da die meisten Vorreden in Wahrheit nichts als eine Bitte um Entschuldigung sind, möchte ich gleich mit einem offenen Wort beginnen. Es gibt sehr vieles, um dessentwillen ich um Entschuldigung bitten muss.

Ich fuhr nach Deutschland, um ein humoristisches Buch über Deutschland zu schreiben, aber ich musste feststellen, dass ich mein Thema nicht allzu humoristisch fand. Es ist mir durchaus nicht so ergangen, dass ich dauernd laut gelacht hätte. Und so muss ich mich beim Leser entschuldigen, wenn er sich darauf freuen sollte, auf jeder Seite ‚etwas zum Lachen‘ zu finden. Diese Hoffnung muss er sich aus dem Kopf schlagen. Auch bei jenen muss ich mich entschuldigen, die sich ernsthaft mit dem Problem Deutschland befassen; sie wiederum werden meinen Bericht für oberflächlich und durchwegs für allzu leichtfertig halten.

Für ernste Gelehrte ist dieses Buch allerdings auch nicht bestimmt. Es ist seinem Wesen nach eine Reportage. Ich fuhr nach Deutschland, weil das Land mich interessierte, und weil ich hoffte, es würden sich auch andere finden, die mein Interesse teilen. Was ich von Deutschland gesehen habe und weiss, füllt die folgenden Seiten; was ich von Deutschland nicht gesehen habe und nicht weiss, würde eine ganze Bibliothek füllen.

Wer da wünscht, die ‚deutsche Frage‘ zu studieren, der sollte mein Buch an dieser Stelle zuklappen. Ich muss zugeben, dass es mir nicht gelungen ist, die deutsche Frage zu lösen. Wer aber Wert darauf legt, sich in einem der interessantesten und wichtigsten Länder Europas umzusehen, und zwar nicht mit dem Auge des Sachverständigen, sondern mit dem eines gefesselten Beobachters, der sei respektvoll eingeladen, mich auf meiner Fahrt zu begleiten – wenn er nichts Besseres zu tun hat.

Und noch eine andere Warnung sei nicht verschwiegen. Manche Dinge haben sich seit meinem Besuch verändert – so ist es zum Beispiel weniger einfach geworden, durch Ost-Berlin zu wandern,

und die Sozialistische Reichspartei ist aufgelöst worden. Ich versuche nicht, mit den Ereignissen Schritt zu halten, denn wenn dieses Büchlein überhaupt einen Wert hat, so liegt er darin, dass es eine Schilderung aus erster Hand ist. Und diese Schilderung stammt aus dem Frühjahr 1952.

Und nun, freundlicher Leser, wenn du hinreichend gestärkt bist, können wir in die Tiefen des deutschen Wesens hinabsteigen.

Januar 1953.

G. M.

EINLEITUNG

Das deutsche Problem war mir seit meiner Kindheit vertraut. Ich bin, zwei Jahre vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs, in Ungarn auf die Welt gekommen. Ich war ungefähr vier oder fünf Jahre alt, als ich meinen Vater im Verlauf einer Diskussion sagen hörte: «Nein, da irren Sie sich. Der Kaiser ist nicht der liebe Gott. Zwischen dem lieben Gott und dem Kaiser gibt es einen grossen Unterschied. Gott weiss alles, der Kaiser weiss alles besser.» Ich verstand damals noch sehr wenig von der Weltpolitik, doch dieser Satz blieb deutlich in meinem Geist haften und schuf dort einen gewaltigen Respekt vor dem Kaiser.

Meine nächste persönliche Erfahrung mit den Deutschen stammt aus dem Jahr 1933. Damals retteten sich deutschjüdische Flüchtlinge nach Ungarn, und sehr viele von ihnen, zumeist Ärzte, fanden den Weg zu meinem Vater, der – wie unter den Flüchtlingen allgemein bekannt – für sie tat, was er nur konnte, und sehr viel Geld für sie ausgab. An einen dieser Flüchtlinge erinnere ich mich noch heute, nach neunzehn Jahren, sehr deutlich. Um sieben Uhr abends läutete er bei uns, und ich öffnete ihm die Türe. Er war mager, aber in Wirklichkeit war er ein dicker Mann, der mager geworden war. In seinen Augen war ein seltsamer Blick. Ich glaubte, es sei Furcht, aber es war Hunger. Er war hungrig und schämte sich dessen, weil Menschen seiner Klasse, seines Standes doch nicht hungrig sein durften. Auf den ersten Blick wirkte er ordentlich, beinahe elegant gekleidet, doch bei näherer Prüfung merkte ich, dass er in Lumpen war. Seine säubern, sorgfältig geplätteten Hosen waren so verschlissen, dass die nackten Knie durchstiessen, als er sich setzte. Ein Ärmel seines Rocks war zerrissen, aber sehr behutsam, beinahe unsichtbar geflickt. Und er hatte keine Socken an. Die Patienten meines Vaters hatten sich bereits verzogen, und er trug einem der Dienstmädchen auf, im Wartezimmer den Tisch zu decken und

dem Gast eine reichliche Mahlzeit aufzutragen. Die beiden Herren sprachen miteinander, und ich ging aus dem Zimmer.

Als ich eine halbe Stunde später wiederkam, sah der deutsche Arzt zufriedener aus, und der hungrige Blick war aus seinen Augen verschwunden. Er sass in einem tiefen Lehnstuhl und rauchte eine Zigarette. Mein Vater rief meinen Grossvater und bat ihn, dem deutschen Doktor einige Paar Socken zu geben. Mein Grossvater – der sanfteste, argloseste Mensch auf der Welt – ging und kam wenige Minuten später mit vier Paar funkelneuen Socken zurück. «Passen Ihnen die gestreiften?» fragte er den Gast höflich, beinahe schüchtern. Und der Gast begutachtete die Socken, bevor er sich zu dieser Frage äusserte, und meinte dann: «Nun, wenn Sie nichts anderes haben... aber, ganz offen gestanden, wären mir einfarbige lieber.» Da stand er, zutiefst verschreckt, hungrig, beinahe barfuss – und als man ihm Socken schenken wollte, zog er die einfarbigen den gestreiften vor! Das kam mir ungemein komisch vor. Erst viele Jahre später begriff ich, dass es durchaus nicht komisch war. Es war, in einer Nusschale, die Tragödie des deutschen Wesens; es war die Tragödie der letzten achtzig Jahre in vier Paar gestreifte Socken zusammengedrängt.

Dann, während der tschechoslowakischen Krise im Jahre 1938, als ich von Budapest nach London fuhr, dachte ich viel über die Deutschen nach. Und ebenso machte ich mir Gedanken über sie, als das Haus, darin ich im Jahre 1940 wohnte, von einer Bombe getroffen wurde. Das deutsche Problem beschäftigte mich nicht minder, als eines Tages im Jahre 1944 eine Raketenbombe das Restaurant in Soho zerstörte, wo ich gerade zu Mittag ass, und mein Salat so voller Staub war, dass ich ihn stehn lassen musste und auf solche Art neun Pence vergeudete.

Sehr oft dachte ich über die Deutschen nach, als Wochenschauen und Dokumente von den Konzentrationslagern und den Vernichtungslagern berichteten. Und jetzt, wenige Jahre später, habe ich mit atemloser Spannung ihren Entschluss erwartet: Werden sie so gütig sein, uns zu gestatten, sie wieder zu bewaffnen?

Doch es waren nicht diese eng umgrenzten Fragen, die mich

wirklich interessierten. Warum waren diese gütigen, nachdenklichen Seelen von einem Wahn gepackt worden, warum hatten sie, wohlüberlegt, einen Krieg begonnen, warum hatten sie, mit der Grausamkeit von Wilden und der peinlichen Genauigkeit subalternen Beamter, Millionen Menschen gemordet? Ist in ihrem Wesen etwas grundlegend Verkehrtes, oder war das alles ein unangenehmer, aber – von ihrem Standpunkt aus – unwichtiger Zwischenfall, ein bedauerliches Missverständnis? Ist es ihnen bewusst, dass sie ihren Namen auf lange Jahre hinaus besudelt haben, dass es überall auf der Welt Hunderttausende gibt, die sie hassen und verachten und nie den Fuss auf deutschen Boden setzen oder mit einem Deutschen sprechen wollen? Ist ihnen das bewusst, und wenn es ihnen bewusst ist, wie denken sie darüber? Gibt es für die Deutschen eine deutsche Frage? Haben sie ein schlechtes Gewissen und einen Schuldkomplex? Sind sie wirklich Nazi gewesen? Gibt es auch heute noch Nazi? Was heisst es übrigens, ein Nazi zu sein? Ist jeder Deutsche ein Mörder, wie so viele Menschen zu glauben scheinen? Oder sind sie nette, anständige, arbeitsame, gutmütige Männer und Frauen, die immerhin auch sechs Millionen anderer Menschen umzubringen vermögen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet?

Auf alle diese Fragen wusste ich keine Antwort. Und so bin ich anfangs April 1952 in die Tiefen der deutschen Frage hinabgestiegen und erst Mitte Mai wieder daraus emporgetaucht. Ich war vorher nie in Deutschland gewesen. Jetzt fuhr ich hin, bewaffnet mit zwei Notizbüchern, einer Füllfeder und zwei festen Überzeugungen:

Anti-Deutsch zu sein ist genauso ein albernes Vorurteil, wie anti-semitisch, anti-amerikanisch oder grundsätzlich gegen die Neger zu sein.

Die richtige Politik ist, zu vergeben, nicht aber zu vergessen. Und ich wusste auch, dass die vom Westen befolgte Politik darin bestand, zu vergessen, nicht aber zu vergeben.

ERSTER TEIL

EIN SCHNAPPSCHUSS



Dualismus

Ich fand das allgemeine Bild von Deutschland so verwirrend, dass ich es für meine Pflicht halte, auch meinen Leser gleich von Anfang an in Verwirrung zu setzen, denn andernfalls könnte es ihm schwer oder unmöglich werden, meiner Darstellung zu folgen.

Hitler war ein naturalisierter Deutscher. Er war das schlechteste Geschäft, das man je in der Geschichte gemacht hat. Nie hat ein Eingebürgerter seinem neuen Vaterland je auch nur halb soviel Schwierigkeiten verursacht. Gewiss, seine Einbürgerung erfolgte auf einigermassen ungewöhnliche Art. Normalerweise ist es der Eingebürgerte, der seinem neuen Vaterland Treue schwört; im Falle Hitler war es das neue Vaterland, das dem neuen Bürger Treue schwur. Das war ein Fehler. Die Engländer hätten den Deutschen erzählen können, dass es sich 1. nie lohnt, von der Tradition abzuweichen und 2. Ausländern allzu grosses Vertrauen zu schenken.

Hitler war ein grosses Genie, und es gelang ihm, das Entgegengesetzte von allen seinen Zielen zu erreichen. Er wollte Deutschland gross machen, er machte es klein. Er wollte alle Deutschen ausserhalb der Grenzen zusammenschliessen, es gelang ihm, Deutschland selbst in zwei Teile zu spalten; er wollte, Deutschland solle Kolonien haben, und es gelang ihm – für einige Zeit wenigstens – aus Deutschland eine Kolonie zu machen; er war, aus Liebhaberei, Architekt und wollte, so schnell wie möglich, ein neues,

schönes Deutschland aufbauen, aber er wurde zum Sachverständigen für Zerstörung und legte ein ganzes Land in Rekordzeit in Trümmer; er wollte den Bolschewismus vernichten und Moskau erobern; stattdessen vernichtete er den Nazismus und öffnete den Russen den Weg nach Berlin und noch weiter westwärts; er wollte die germanische Rasse reinigen, doch heute haben in Deutschland mehr weisse Mütter schwarze Kinder als irgendwo sonst auf der Welt; er wollte die Deutschen zur Herrenrasse machen und die Juden ausrotten; er hatte einen beträchtlichen Anteil daran, dass ein neuer, unabhängiger Judenstaat erstand und die Deutschen zu neuen Juden wurden. Man kann behaupten, das alles seien nur die Folgen eines verlorenen Kriegs; man kann aber auch sagen, das alles seien die natürlichen, unvermeidlichen Folgen seiner Tätigkeit.

Marschall Stalin war in seiner deutschen Politik Hitlers Beispiel gefolgt. Eines hatte er ehrlich befürchtet, und das war die Wiederaufrüstung Deutschlands. Und er verfolgte just die eine Politik, die seine Befürchtungen in Wirklichkeit umsetzt.

All das ist für die westlichen Verbündeten eine ebenso gute Lehre gewesen wie für die Deutschen selber. Offenbar ist es doch allzu töricht, etwas zu beanspruchen und dafür zu kämpfen, und dann just das Gegenteil zu erreichen. Da ist es doch viel vernünftiger, gleichzeitig für ein bestimmtes Ziel und für dessen Gegenteil zu kämpfen, denn, wie der Kampf auch ausgeht, erreicht man doch, was man gewollt hatte. Dieser politische Dualismus ist die neue Schule, die jetzt in London, Paris, Washington und Bonn in Blüte steht. Wir wollen einmal einige Einzelheiten dieser Politik näher betrachten. Die Deutschen sind zu gefährlich, und darum darf man ihnen nicht gestatten, eine neue Armee, eine neue Flotte, eine neue Luftwaffe und einen Generalstab zu organisieren. Doch andererseits liegen die Deutschen an der westlichen Peripherie der russischen Gefahrenzone und ihr Land kann angegriffen werden; darum müssen sie bei der Verteidigung ihres Landes mithelfen. Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich ganz klar die Folgerung: die Deutschen müssen aufgerüstet und gleichzeitig abgerüstet werden. Man darf ihnen nicht erlauben, Waffen zu produzieren, weil sie sehr

mehr produzieren würden als das übrige Europa. Doch sie müssen gezwungen werden, Waffen zu produzieren, denn andernfalls wird ihr Land aufblühen, und, von der Bürde des Rüstens befreit, wird ihre Konkurrenz England ruinieren. Was auch die Deutschen selber zu tun wünschen, ist unheimlich und verdächtig. Weigern sie sich, aufzurüsten, so sagen wir: «Diese schlimmen Deutschen! Natürlich! Sie wollen, dass wir sie verteidigen und um ihrer Sicherheit willen unser Blut vergiessen!» Sollten sie aber unsere Aufforderung, sich zu waffnen, akzeptieren, so schreien wir: «Oh, diese Deutschen! Natürlich! Sie wollen sich diese gefährliche Situation zunutze machen. Das ist ihr erster Schritt zum Wiederaufbau der Wehrmacht!»

Es muss in Deutschland freie Wahlen geben, denn wir sind doch Vorkämpfer nationaler Freiheit. Aber eine völlig freie Regierung in Deutschland könnte sich sehr wohl freiwillig mit den Russen verbünden oder unfreiwillig von ihnen verschluckt werden. Somit ist der Weg vollkommen klar: das neue Deutschland muss ein absolut unabhängiger westlicher Satellitenstaat sein.

Westdeutschland ist in den letzten sieben Jahren unter starkem westlichem Einfluss gewesen, und heute denken auch die Deutschen im Westen in den Begriffen eines politischen Dualismus. Sie wollen aufrüsten, weil es wesentlich ist, dass Westdeutschland mit Westeuropa verschmelzen soll, und der Preis dieser Verschmelzung ist die Aufrüstung. Gleichzeitig aber widerstrebt es ihnen, aufzurüsten, denn für sie bedeutet eine Armee soviel wie Krieg, und der beste Weg, den Krieg zu vermeiden, ist, keine Armee zu haben. Sie wollen mit Ostdeutschland vereinigt werden, weil das der natürliche und durchaus ehrenwerte Wunsch jedes Patrioten ist. Gleichzeitig aber wollen sie nicht mit Ostdeutschland vereinigt werden, weil sie fürchten, nein, weil sie wissen, dass diese Vereinigung bedeutet, sie würden früher oder später von der Sowjetunion verschluckt werden.

Auch ihre Haltung gegenüber den Besetzungstruppen ist vollkommen klar und eindeutig. Die Besetzungstruppen sollen heimgehen, weil die Deutschen keine fremde Bevormundung wünschen. Gleichzeitig sollen die Besetzungstruppen bleiben, weil ihre An-

wesenheit in Deutschland Sicherheit und Geborgenheit bedeutet.

Um es zusammenzufassen – westlicher Staatskunst ist es im Verein mit deutscher Findigkeit endlich gelungen, eine allgemein anerkannte Formel für die Lösung der deutschen Frage zu finden. Die Deutschen müssen wieder bewaffnet werden und gleichzeitig völlig entwaffnet bleiben; die deutsche Industrie muss Kriegsmaterial produzieren, und gleichzeitig muss ihr streng verboten werden, Kriegsmaterial zu produzieren. Deutschland sollte geeinigt, aber gleichzeitig muss die Einigung Deutschlands mit allen Mitteln verhindert werden. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner müssen ihre Besetzungstruppen zurückziehen, doch gleichzeitig müssen die Besetzungstruppen in Deutschland bleiben.

Kein Mensch vermag die deutsche Frage und die westliche Politik wirklich zu verstehen, wenn er diese grundlegenden Formeln nicht begriffen hat. Ich muss den Leser bitten, sich das vor Augen zu halten – und nun können wir daran gehn, ein Gesamtbild von den Deutschen und ihrem Vaterland zu entwerfen.

ZWEITER TEIL

MENSCHEN UND DINGE



Erste Eindrücke

In den ersten sechs Stunden meines Aufenthaltes in Deutschland machte ich drei wichtige Entdeckungen – und die folgenden Erfahrungen haben nur dazu gedient, das zu bestätigen. Eine dieser Entdeckungen betrifft die Engländer, die beiden andern die Deutschen.

In Deutschland entdeckte ich, dass unsere eigenen Beamten daheim höflich und nett sind. Zum ersten Mal erkannte ich, dass sie gewisse einnehmende charakteristische Eigenschaften besitzen, die ich vorher nie bemerkt hatte. Ein durchschnittlicher englischer Beamter geht nicht in seiner Tätigkeit auf und hat einen leichten Widerwillen gegen die Leute, mit denen er sich beschäftigen muss. Das ist ein anziehender menschlicher Zug seines Wesens. Deutsche Beamte dagegen lieben ihre Tätigkeit, sie sind eifrige Priester eines modernen allmächtigen Gottes – des Staats – und sind sich dessen vollkommen bewusst, dass sie die Vertreter der Gottheit sind. Der Staat ist um seiner selbst willen da, und die einzige Pflicht des Volkes ist es, Rohmaterial für Verwaltungszwecke beizustellen.

Selbst ein deutsches Visum – das erste deutsche Dokument, das ich vor Augen bekam – ist mit bürokratischer Wollust und einem Blick für jede Einzelheit abgefasst. Unter andern Dingen sagt es dir, ob du, binnen einer festgelegten Periode, die Grenze ein- oder

zweimal überschreiten und ob du an einer bestimmten oder an jeder dir beliebigen Stelle das Land betreten darfst – selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass es eine amtlich zugelassene Stelle ist. Ein englisches Visum erklärt nur, dass du in das Vereinigte Königreich einreisen darfst, und diese kurze, präzise Erklärung genügt dem Einwanderungsbeamten in jedem Fall, dich abzuweisen. Ein deutscher Briefkasten informiert dich gründlicher als ein durchschnittliches englisches Konversationslexikon. Auf manchen Briefkästen wird dir sogar mitgeteilt, dass der Schlitz dazu da ist, damit du deine Briefe hineinwerfen kannst. Bei meiner Rückkehr aus Deutschland sah ich mit Staunen, dass auf der einen Seite der englischen Postkarten – jener Seite, die ganz offenbar für die Adresse bestimmt ist – die Worte zu lesen waren: Raum für die Adresse. ‚Wie typisch deutsch‘, dachte ich. ‚Nur die Deutschen würden solche Postkarten drucken!‘

Meine nächste Beobachtung ist von grosser historischer Bedeutung. Ich erfuhr, dass es keinen Nazismus in Deutschland gegeben hatte. Nach dem Krieg erzählte mir in Ungarn jeder Mensch von den Greueln des Nazismus und liess mich wissen, dass er selber natürlich bei der Widerstandsbewegung gewesen war. Die Widerstandsbewegung, die es in Wirklichkeit kaum gegeben hatte, bestand anscheinend aus acht Millionen eifriger, begeisterter Mitglieder. Es gab wohl einen Nazismus in Ungarn, aber es gab keine Nazi. In Deutschland gab es anscheinend nicht einmal einen Nazismus. Wenn man versucht, mit Deutschen über den Nazismus zu sprechen, so erledigen sie das Thema mit einem Lächeln oder schieben es mit ungeduldiger Geste beiseite. Nicht dass sie sich schämen würden oder etwas zu verbergen hätten. Sie finden es einfach langweilig. Die ganze Sache ist vorbei, vergessen, lohnt kein weiteres Wort. Sie haben etwas davon läuten gehört, gewiss, doch das alles hat sich in prähistorischen Zeiten zugetragen. Da möchte ich, als Beispiel, zwei junge Damen erwähnen, die ich in Deutschland kennen lernte. Die eine erzählte mir in der ersten halben Stunde unserer Bekanntschaft, sie habe ein illegitimes Kind von einem Grundstückmakler, der derzeit in Dresden wohnte; die andere liess mich ganz beiläufig wissen, sie sei Lesbierin. Beide aber weigerten sich, ein Wort über die Nazizeit zu reden, obgleich die

eine, wie ich später erfuhr, unter den Nazis sehr viel zu leiden gehabt und bewunderungswürdigen Mut gezeigt hatte. Jetzt aber kreisten ihre Interessen nur um die eigene Person und nicht um längst vergangene politische Balgereien. Das bezieht sich auf das ganze Westdeutschland mit Ausnahme der Enklave Bonn. Ausserhalb von Bonn interessieren sich die Leute für alles, nur nicht für die Politik; in Bonn einzig und allein für die Politik.

Das ist ein Punkt, an dem meine vorgefasste Meinung in Stücke brach. Ich erwartete, die Deutschen würden mit einem Schuldkomplex belastet sein und zahlreiche Theorien entwickeln, um sich zu entlasten; ich glaubte, sie würden den Andern die Schuld zuschieben, aber ich entdeckte, dass sie den ganzen Zwischenfall vergessen, als unerheblich abgeschrieben hatten. Oder als unbequemes Diskussionsthema. Dieses Kapitel scheint ein für allemal geschlossen zu sein. Sie haben einen Weltkrieg angefangen, den Tod von sechs – oder waren es zehn? – Millionen Menschen verursacht, darunter zahlreiche ihrer eigenen Mitbürger, haben halb Europa und beinahe ganz Deutschland in Trümmer gelegt. Wer aber war das? Herr Schmidt hat keinen Weltkrieg angefangen. Herr Dr. Gruber hat keine einzige Million Menschen getötet, Fräulein Schröder hat keine einzige Stadt in Deutschland oder im Ausland ausradiert. Warum also behellige ich sie mit meinen dummen Fragen? Ja, warum? Bald erlosch in mir das Gefühl, als stünde ich einer Verschwörung des Schweigens gegenüber. Nein – wir schwiegen über nichts Wichtiges. Es verhält sich einfach so, dass gewisse Themen keine Unterhaltung lohnen.

Nun haben die meisten Deutschen nicht nur den Nazismus aus ihrer Erinnerung gestrichen und aus dem Brennpunkt ihrer Interessen verdrängt – und dies ist die letzte meiner anfänglichen Beobachtungen – sondern sie sind sogar bereit, uns zu vergeben. Sie sind grossherzig und tragen uns ihre Verbrechen nicht nach. Wir haben ihr schönes Land verwüstet, haben den Russen den Weg gebahnt, wir sind Fremde, die noch immer ihren Boden besetzt halten, wir haben unter dem Vorwand von ‚Kriegsverbrecher‘-Prozessen – ‚Kriegsverbrecher‘ immer zwischen Anführungszeichen! – und Denazifizierungsverfahren selber zahllose Ungerechtigkeiten und Verbrechen begangen, doch sie sind klug genug, zu wissen, dass

man schliesslich in Frieden nebeneinander leben muss, und dass es keinen Zweck hat, in der Vergangenheit zu wühlen. Obgleich ihre Gefühle tief gekränkt sind, weil tatsächlich manche Ungerechtigkeit begangen wurde, kleine Leute geopfert wurden und Rädelsführer frei ausgingen, obgleich manche altmodischen Fälschungen der jüngsten Geschichte ein Übriges taten, um einen tiefen Groll zu schaffen, sind sie doch durchaus bereit, die Vergangenheit vergangen sein zu lassen. Nicht nur ihre eigene Vergangenheit, sondern unsere dazu. Wir knien vor ihnen nieder und bitten sie um Hilfe und Mitarbeit. Sie klopfen uns auf den Rücken: «Steh nur auf, mein Lieber. Wir wollen uns die Sache mal überlegen. Was ist denn euer höchstes Angebot?»



Sollen wir sie lieben?

Ich habe in Deutschland nur zwei Menschen kennengelernt, die über die deutsche Frage vollkommen ausgeglichen, logisch und ohne Gefühlsbetonung dachten. Von andern hörte ich viele kluge, glänzende, aufschlussreiche Reden, doch jeder, mit dem ich sprach, liess sich von seinen Gefühlen fortreißen, sobald die Rede auf die sogenannte deutsche Frage kam. Die Engländer in England hegen keine bitteren Gefühle gegen die Deutschen, nein, sie haben sogar mehr für sie übrig als für die Franzosen und viel mehr als für die Amerikaner. In ihrer Haltung ist etwas Väterliches. Und anscheinend bilden sie sich ein, in dem Umstand, Deutscher zu sein, sei etwas unwiderstehlich Komisches. In Deutschland allerdings verwandelt sich, mit wenigen Ausnahmen, diese Haltung in ausgesprochene Antipathie. Diese Antipathie hat nichts mit den früheren Kriegsverbrechen und dergleichen zu schaffen. Die Engländer können die Deutschen nicht leiden, weil die Deutschen sich das Haar auf komische Art schneiden lassen, weil sie belegte Brote mit Messer und Gabel essen, weil sie formell und steif sind und die Hacken zusammenschlagen; weil sie zu hart arbeiten und sich selber so tödlich ernst nehmen. Die Amerikaner dagegen denken noch immer an die Kriegsverbrechen. Die Deutschen haben sechs Millionen Juden gemordet, infolgedessen muss jeder zehnte Deutsche ein Mörder sein; oder, noch schlimmer – jeder Deutsche muss ein Zehntel von einem Mörder sein. Das ist für die Amerikaner eine ganz klare

Rechnung. Die Amerikaner sind sehr empfindlich, wenn es sich um Rassenverfolgung handelt, vorausgesetzt dass es a) weisse Rassen sind, die verfolgt werden, und b) dass es sich ausserhalb der Vereinigten Staaten abspielt. Und glatter Mord geht ihnen jedenfalls zu weit. Millionen anständiger, ehrlicher Amerikaner sind empört über die Ungeheuerlichkeit der Naziverbrechen – Millionen Deutscher übrigens auch – doch dieselben anständigen, ehrlichen Amerikaner sind sich dessen sehr wohl bewusst, dass die Deutschen gute, zuverlässige Antikommunisten sind. Und Antikommunist zu sein, ist heutzutage die höchste Tugend. Allen Nazis muss verziehen werden, wenn sie nur echte Antikommunisten sind, so wie vor zehn Jahren allen Kommunisten verziehen wurde, wenn sie nur echte Antinazi waren. In zehn Jahren mag das Blatt sich wieder gewendet haben und so weiter und so weiter, bis eines Tages ein heller Kopf entdeckt, dass zwischen einem kommunistischen und einem nazistischen Konzentrationslager kein grosser Unterschied besteht. Aber die Amerikaner glauben, dass sie da vor einem Dilemma stehen. Sie verabscheuen den Mord, doch sie lieben Antikommunisten. Und die Lösung? Sie machen aus den Deutschen ihre vertrauten Verbündeten, fahren aber fort, ihnen zu misstrauen.

Die Franzosen ihrerseits sind aus nationalen Gründen nachträglich; ihr Land ist von den Deutschen – für sie sind es mehr die Deutschen als die Nazi, denn die Franzosen haben ein besseres Gedächtnis als die Amerikaner – besetzt, verwüstet, geplündert worden. Und jetzt sind die besiegten Deutschen besser dran als die siegreichen Franzosen und werden mit jedem Tag stärker und gefährlicher. Und die Franzosen sind gezwungen, den Deutschen dabei behilflich zu sein, ihre Macht zu vergrössern, und damit vergrössern sie gleichzeitig die Gefahr für Frankreich. Die Deutschen lassen sich nicht gern als Mörder betrachten; sie sind ein empfindliches Volk. Die meisten unter ihnen sind sich des Grolls, den man allgemein gegen sie hegt, gar nicht bewusst, die meisten von ihnen hatten mit den Naziverbrechen nichts zu schaffen, in jedem Fall waren sie selber Opfer der Nazi – so sagen sie! Wer von den Pflichten des Individuums unter einer Diktatur spricht, sollte diese Pflichten unter den gleichen Umständen

auszuüben versuchen, bevor er anderen Lehren erteilt. Die Tschechen haben eine prächtige Vergangenheit als demokratisch regiertes Volk; und was vermögen sie heute zu tun? Wenn wir Mörder sind – so sagen die Deutschen, die etwas davon läuten gehört haben, dass die Welt keine sehr hohe Meinung von Massenmördern hat – dann sollte man uns nicht zwingen, aufzurüsten. Man bewaffnet keine Verbrecher. Wenn wir aber eine neue Armee aufstellen sollen, dann setzt unsere Generäle in Freiheit, gebt unsern Soldaten, die tapfer gekämpft und in Kriegszeiten ihren Befehlen gehorcht haben, ihren guten Namen wieder. Alle diese Ansichten – abgesehen natürlich von der englischen Ansicht, der logischsten von allen – werden mit grosser Heftigkeit ausgesprochen, und die Gefühle geben den Worten an Heftigkeit nichts nach. Lösungen – fragen sie. Ach, die Welt ist dermassen aus den Fugen -> wir können einfach keinen Weg aus diesem Sumpf finden.

Heutzutage, da wir die Deutschen umschmeicheln, uns mit ihnen verbünden, um ihre Gunst wetteifern, hinter ihren Rücken aber immer noch ‚Mörder‘ murmeln, sollten wir uns, meiner Ansicht nach, die Frage stellen: Sind die Deutschen für den Nazismus verantwortlich? Das ist eine Frage, die heute nie gestellt wird, weil man es für taktlos hält, darüber zu sprechen. Wann immer gewisse heikle Themen aufkommen, starren die Leute ins Leere und tun, als ob die sechs Millionen Juden und ich weiss nicht wie viele Geiseln noch am Leben wären. Nun – sind die Deutschen für die Nazi verbrechen verantwortlich oder nicht? Meine Antwort lautet: Sie sind es nicht. Zu diesem Schluss bin ich nur widerstrebend gelangt, jetzt aber sage ich es mit dem ganzen Nachdruck eines Menschen, der immerhin einige Zweifel an seinen eigenen Erkenntnissen hegt. Ich bin natürlich nur eine einzelne Stimme. Nicht einmal ein Politiker, nichts als ein Schriftsteller. Nehmt mich also nicht ernst. Ich bin nicht der Advokat der Deutschen, ich bin sogar weit davon entfernt, sie zu lieben.

Selbst in der Vornazizeit war die Diktatur nichts Neues. Unterdrückung im Innern und Angriffspolitik nach aussen sind nicht von Hitler erfunden worden. Diktaturen hat es in Frankreich, in England, in Italien und fast in allen andern Ländern der Welt gegeben. Noch heute herrscht in vielen Ländern die Diktatur. Es ist darum

völlig unbegründet, zu erklären, am deutschen Wesen muss etwas einzigartig Böses sein, weil die Deutschen eine Regierungsform eingeführt hatten, die am Ende so ziemlich allen andern Völkern bekannt ist oder war.

Darauf gibt es verschiedene Antworten. Zunächst weisen die Leute darauf hin, dass die Deutschen für Hitler gestimmt hatten und infolgedessen für ihn verantwortlich sind. Auf die Einzelheiten mathematischer Taschenspielerkünste, mit denen festgestellt werden soll, ob Hitler tatsächlich eine echte Mehrheit hatte oder nicht, gehe ich nicht ein. Er kam auf legalem Wege zur Macht, und ungefähr die Hälfte der Nation hat für ihn gestimmt. Die andere Hälfte aber hat gegen ihn gestimmt. Und wofür haben die Nazianhänger gestimmt? Die einen für eine Politik der starken Hand, andere für eine extrem nationalistische Politik, andere wieder gegen die Kommunisten, andere gegen ein schwaches, verhasstes Regime, andere für Militarismus, Uniform und Stechschritt, andere für eine kräftig antisemitische Politik. Kurz, viele von ihnen haben für hässliche, abstoßende Ideen gestimmt, und ihnen kann man schwere Vorwürfe machen. Doch kaum einer hat für einen Angriffskrieg gestimmt, für Geiselmorde, für die Hinrichtung flüchtiger Kriegsgefangener, für die Ausrottung von sechs Millionen Juden. All das stand nicht auf Hitlers Programm. Die Naziwähler tragen ein gewaltiges Mass an Verantwortung; aber die Wähler des Jahres 1933 können nicht für Verbrechen verantwortlich gemacht werden, die sechs oder zehn Jahre später begangen wurden.

Gewiss – kann man darauf erwidern – die Welt hat auch andere abscheuliche Diktaturen gesehen, doch die Deutschen haben unvorstellbare neue Greuelthaten vollbracht. Die Diktatur an sich mag alt sein; doch die wohlüberlegte Ermordung von sechs Millionen Menschen ist etwas Neues. Das hat kein anderes Volk getan oder wäre dessen fähig. Diese Antwort ist einfach nicht wahr. Es sind nicht nur die Deutschen, die die Juden gemordet haben. Auch die reizenden, die gemütlichen Österreicher haben es getan; meine früheren Landsleute, die Ungarn, haben sie der Gestapo und der SS ausgeliefert, aber in der Besorgnis, die Auschwitz Methoden

könnten zu langsam sein, haben sie selber eine stattliche Anzahl erschossen und ihre Leichen in die Donau geworfen; auch die Rumänen, die Bulgaren, die Slowaken haben während des Kriegs mit wahrer Begeisterung Juden ermordet. Nach dem Krieg haben die Polen Pogrome inszeniert. Die Russen morden gerade jetzt Millionen Menschen ohne Unterschied der Religion. Ihre Lager sind weniger wissenschaftlich organisiert als die der Deutschen, aber vom Standpunkt des Staates sind sie wirtschaftlicher.

Es ist noch nicht gar so lange her, da wurden im Süden der Vereinigten Staaten Neger gemordet, ihre Frauen vergewaltigt, ihre Häuser niedergebrannt, und das alles von heldenhaften Kämpfern, denen das Heil der weissen Zivilisation am Herzen lag. Und was geschieht heute in Südafrika? Beinahe täglich wird ein Afrikaner ermordet oder beraubt, eine Afrikanerin vergewaltigt... die Statistik der Polizei zeigt, dass von den 965'000 Nicht-Weissen des ‚Rand‘ alljährlich beinahe einer auf tausend getötet, eine auf tausend Frauen vergewaltigt, ein Afrikaner auf hundert überfallen wird... ‚Es war eine Ausnahme, wenn man im Rand jemanden fand, der nicht verprügelt oder beraubt worden war, oder der keinen Verwandten oder Freund gehabt hätte, dem dergleichen zugestossen wäre‘. Das schreibt Peter Abrahams in ‚The Observer‘. Die SS trug schwarze Uniformen, der Ku Klux Klan weisse Nachthemden, und die Mitglieder der südafrikanischen ‚Globe Gang‘ tragen einen roten Fez. Pogrome gegen Juden, Armenier, Katholiken, Protestanten, Neger oder Menschen bürgerlicher Herkunft sind nicht von den Deutschen erfunden worden. Doch alle andern Bluttaten, so könnte man einwenden, sind von verhetzten Pöbelhaufen vollbracht worden und waren nicht staatlich organisiert. Wenn Verbrecher sich der Regierung bemächtigen, dann ist eben alles, was sie tun, ‚staatlich‘. Überdies war die Bartholomäusnacht in Frankreich, waren die Armeniergemetzel in der Türkei, war die Liquidierung von etwa zehn Millionen Menschen in Russland – um nur einige wenige Beispiele zu nennen – durchaus ‚staatlich‘. Die Naziverbrechen waren entsetzlich; aber es war nichts spezifisch Deutsches daran.

Ein weiteres Argument ist es, auf die Ungeheuerlichkeit der Naziverbrechen hinzuweisen. Die Zahl der Opfer ist allerdings er-

schütternd. Aber die Deutschen sind eben tüchtige Leute. Tüchtige Installateure, tüchtige Beamte und tüchtige Mörder. Tüchtigkeit an sich ist noch keine Tugend. Mir ist ein tüchtiger Sekretär lieber als ein untüchtiger, aber ein untüchtiger Mörder lieber als ein tüchtiger. Doch die Tüchtigkeit ist nicht die richtige Erklärung. Wir leben in einem Zeitalter der Wissenschaft, und wenn es denn überhaupt Pogrome gibt, so werden sie auf wissenschaftliche Art durchgeführt. Die langen Messer sind durch die Gaskammer ersetzt worden, wie Speere und Flinten durch Atom- und Wasserstoffbomben. Hitlers Verbrechen an den Juden wird noch lange an dem deutschen Namen haften – aber Auschwitz war in Wirklichkeit nicht das Produkt eines bestimmten Volkes; es war das Produkt eines bestimmten, wissenschaftlichen Zeitalters.

Professor Heuss, der Präsident der Westdeutschen Republik, hat erklärt, die Deutschen müssten wohl die Lehre von der Kollektivverantwortung verwerfen, sich dagegen mit der Lehre von der kollektiven Schande abfinden. Doch die Schande, mag sie auch in erster Reihe auf den Deutschen lasten, ist eine Weltschande. Eine Schmach der Menschheit. Ich selber schäme mich für Auschwitz, weil ich ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft bin. Szalasis Regime in Ungarn, Antonescus Regime in Rumänien, Pater Tisos Regime in der Slowakei waren nicht viel besser als Hitlers Regime in Deutschland.

England ist das zivilisierteste Land der Welt, und die Engländer sind das zivilisierteste Volk. Wenn aber England – oder die Vereinigten Staaten oder Schweden oder Honduras – militärisch besiegt würde und Meuchelmörder, Klopffechter, verbrecherische Wahnsinnige, Sexualbesessene an die Macht kämen, dann bezweifle ich sehr, dass unser Regime viel anziehender gewesen wäre als Hitlers Regime. Hitler hätte schon darauf geachtet, dass es nicht anders geworden wäre! Und dann hätten dreissig Jahre nazistischer Erziehung das Übrige getan.

Immerhin müssen die Deutschen sich mit einer anderen Konsequenz abfinden. Sie müssen sich der Tatsache bewusst sein, dass sie zwölf Jahre unter der Naziherrschaft gelebt haben. Dafür müssen sie nicht verantwortlich sein, aber es war nun einmal so. Und zwölf Jahre Nazismus und vorher lange Jahrzehnte militärischer Diktatur hatten keine erbauliche Wirkung auf sie. Ihre Denkweise

ist vergiftet, und sie wissen es nicht einmal. Ich habe mit vielen Politikern gesprochen, die mir erklärten, sie hätten das Eine gesagt, während sie das Andere gemeint hatten. Warum? «Weil man es einfach nicht sagen konnte.» Als ich in Bonn war – es wurde gerade über die Beendigung der Besetzung und die Aufrüstung Deutschlands verhandelt – da haben mir viele ehrliche Sozialisten gesagt, sie glaubten in Wirklichkeit nicht an die Wiedervereinigung Deutschlands. «Warum sagen Sie das nicht in der Öffentlichkeit?» fragte ich. «Ach, das kann man nicht sagen.» Ich hörte, dass ein Parteiführer eine andere Partei dazu überredet hatte, mit ihm ein Wahlbündnis einzugehen, und zwar ausdrücklich auf der Grundlage, dass dieses Bündnis sie nicht verpflichten sollte, eine Koalitionsregierung zu bilden. Als die Wahl gewonnen war, wollte der Parteiführer, die Andern sollten der Koalition beitreten; das wäre doch die natürliche Folge des Wahlbündnisses. Eine Politikerin erinnerte den Parteiführer an das Versprechen, das er vorher gegeben hatte, woraufhin er sich entrüstet zu ihr wandte und rief: «Ich konnte doch wirklich nicht erwarten, dass Sie meine Versprechen ernst nehmen werden!» Noch immer werden viele Übereinkommen geschlossen, um taktische Vorteile zu erzielen, nicht aber um gehalten zu werden.

Die lautesten Gegner von Adenauers nach dem Westen orientierter Politik geben im Privatgespräch zu, dass sie diese Politik für klug und richtig halten. Ich hörte fortschrittliche Maler gegen eine bestimmte törichte, aber harmlose Richtung wettern und verlangen, diese Art zu malen müsse in Acht und Bann getan werden. Die Sozialistische Partei ist, ebenso wie die Christlich-Demokratische, auf autoritärer Grundlage organisiert. Die meisten Deutschen sind sich vollkommen klar darüber, dass der Nazi-Führer ein schlechtes Geschäft war; viele glauben heute, was man brauche, sei ein demokratischer Führer und vielleicht auch demokratische Konzentrationslager. Ich will damit weder auf den Führer der Sozialdemokraten, noch auf Dr. Adenauer anspielen; der eine war ein Fanatiker, der andere ist einer der klügsten Politiker, die Deutschland seit Bismarck gehabt hat.

Man stelle sich vor, wir hätten die Eskimos befreit, und zwar

nicht von der Unterdrückung durch ein Regime, sondern von der Unterdrückung durch die Natur. Angenommen, die Atomenergie vermöchte tatsächlich in der Umwandlung der Natur Wunder zu vollbringen, und es wäre uns gelungen, die Arktis in eine zweite Riviera zu verwandeln oder mit subtropischem Klima zu beglücken. Moos und Flechten der Tundren würden durch Palmen ersetzt, an die Stelle von Rentier, Karibu und Schneehasen träten Affen, Elefanten und Papageien; Seehund, Walross und Walfisch wären für die Eskimos unwichtig, weil sie doch einen Überfluss an Hühnern, Schweinen und Rindern hätten. Und selbst dann wäre es nicht einfach, die Etah-Eskimos von Nordwestgrönland davon zu überzeugen, dass es ein Glück ist, den Sonntagnachmittag im Liegestuhl in der Sonne zu verbringen. Das wäre ihnen nie eingefallen. Es wäre so ungefähr das Letzte, was ihnen gefehlt hätte. Sie würden noch auf lange Zeit hinaus schnelle Hunde schnellen Motoren vorziehen. Ihnen wäre Walfischfleisch lieber als *poulet en casserole*, Bananen und Ananas. Der Mangel an Schnee würde sie beunruhigen, und eine grüne Umgebung wäre ihren Augen unnatürlich. Gras, Rosen und Kanarienvögel wären ihnen verdächtig. Und eine ‚Umerziehung‘ würde sie von gar nichts überzeugen. Gäbe man ihnen aber eine Chance, das alles selber zu entdecken, dann würden sich zwei Möglichkeiten herausstellen. Entweder sie würden zu der Schlussfolgerung gelangen, dass ein Beefsteak Chateaubriand einem Walsteak Chateaubriand vorzuziehen ist, dass man mit der ‚Queen Mary‘ besser reist als mit dem besten Kajak, und dass ein moderner Häuserblock bequemer ist als ein Iglu, mag es auch aus dem besten Seehundsfell gebaut sein; oder aber sie würden sich ans Werk machen und versuchen, mit Hilfe von Atomenergie ihre neue Riviera in die altgewohnte Arktis zurück zu verwandeln. Das ist schwer vorauszusagen.

Die Deutschen sind keine Eskimos, und wir haben keine welter-schütternden Wunder für sie vollbracht. Aber man darf wohl sagen, dass sie in gewisser Beziehung geistige Eskimos sind, und nun versuchen wir, sie mit Ananas zu stopfen.

Wir sollten ihnen eine Chance geben. Nicht wiederaufzurüsten, sondern auf eigenen Füßen zu stehen. Sie sind so lange auf fremden Füßen gestanden, dass sie nicht genau wissen, wie es ist, wenn

man auf eigenen Füßen steht. Wir können sie nicht ‚umerziehen‘, weil sie in vielen Beziehungen intelligenter sind als wir. Überdies muss man vor einem Menschen mit einer Spur Selbstachtung nur das Wort ‚Umerziehung‘ aussprechen, wenn man eines Fehlschlags sicher sein will. Lasst sie Handel treiben, selbst wenn sie uns den oder jenen Markt wegnehmen. Das werden sie ohnehin tun. Schenkt ihnen in Zukunft Vertrauen, vertraut ihnen aber noch nicht heute, denn sie vertrauen sich selber noch nicht, weil sie allzu lange daran gewöhnt waren, in geistigen Iglus zu hausen. Und sie sind deutsche Patrioten, nicht aber wie wir anscheinend von ihnen erwarten, englische und amerikanische Patrioten, und deswegen schreien wir auch immer «Nazi!» wenn sie an ihre eigenen Interessen denken und nicht an unsere. Sie sind keine Nazi, aber sie waren unter den Nazis glücklicher. Sie haben nichts gegen die Demokratie, aber sie wissen nicht, was das ist. Sie sind nicht weniger moralisch als wir, aber sie sind von einer Seuche infiziert worden. Verurteilen wir sie nicht; geben wir ihnen die Möglichkeit, wieder zu gesunden.



Die Gefahr des Denkens

In den folgenden drei Kapiteln werde ich auf die drei gefährlichsten Züge des deutschen Wesens hinweisen: 1. Die Deutschen neigen zum Nachdenken. 2. Sie sind Schwerarbeiter. 3. Sie haben einen höchst eigenartigen Sinn für Humor.

Anmassende Schriftsteller und törichte Kommentatoren stellen gern fest, die Schwierigkeit mit den Menschen sei, dass sie nicht denken wollen. Doch darin haben Schriftsteller und Kommentatoren unrecht. Die Schwierigkeit mit den Menschen hegt gerade darin, dass sie denken. Diese Schwierigkeit wächst sich zu einer ernstesten Gefahr aus, wenn die Menschen nicht nur denken, sondern logisch denken. Die Engländer sind eine gesunde Ausnahme. Sie denken nicht. Und wenn ich sage, dass sie nicht denken, so versuche ich damit nicht, etwas gegen sie vorzubringen. Bernard Shaw machte den Engländern einen Vorwurf daraus, dass sie nicht denken, statt sie dazu zu beglückwünschen, statt sie deswegen zu bewundern. Sie haben es nicht nötig zu denken, weil sie einen robusten, gesunden Menschenverstand besitzen. Das Denken ist in den meisten Fällen nur ein armseliger Ersatz für den gesunden Menschenverstand.

Die Engländer wagen es, unlogisch zu sein. Unlogisch wie das Leben, unlogisch wie Gott. Sie legen das Land nicht trocken, aber sie verbieten, vor elf Uhr vormittags und zwischen drei und halb

sechs nachmittags alkoholische Getränke auszuschenken. Hat das nun einen Sinn? Natürlich. Sie sind stolz auf ihre Verfassung, die es nicht gibt, und bezahlen den Führer der Opposition dafür, dass er der Regierung tüchtig zusetzt. Sie sagen, dass sie Freiheit von Wort und Ausdruck haben, zensurieren aber die Filme und machen aus dem Radio ein Monopol. In einem logischen Land würde man das nicht hingehn lassen, weil es eindeutig festgelegten Grundsätzen zuwiderläuft; in einem Land mit gesundem Menschenverstand aber sagt man: «Zum Teufel mit den Grundsätzen!» Und das Ergebnis ist, dass es in keinem andern Land grössere Redefreiheit gibt als in dem unlogischen England. Einmal hörte ich eine Anekdote von einem Geistlichen. Der Bischof besuchte ihn und stellte fest, dass der Geistliche in einem winzigen Haus wohnte und sein Bett mit der Haushälterin teilte. Der Bischof machte kein Hehl daraus, dass diese Entdeckung für ihn ebenso überraschend wie schmerzlich war, aber der Priester beruhigte ihn. Es sei keinerlei Anlass zu irgendeiner Besorgnis vorhanden, denn bevor er zu Bett gehe, lege er stets ein Brett zwischen sich und die Dame. Der Bischof war nicht vollkommen zufriedengestellt. «Ja aber», fragte er, «und wenn das sündige Verlangen über euch kommt?» Worauf der Geistliche erwiderte: «Nun, dann nehmen wir eben das Brett weg.»

Wenn man von der unmoralischen Seite der Geschichte absieht, so muss man, meiner Ansicht nach, wohl zugeben, dass dies der einzig richtige Weg zu denken und im Leben zu handeln ist. Der Engländer hat grossen Respekt vor der persönlichen Freiheit; während des Kriegs aber wurden Engländer und Ausländer ohne Gerichtsverfahren verhaftet und interniert. Die Engländer nehmen eben einfach das Brett weg, wenn sie das für nötig halten. Und sie nehmen es in jedem Fall weg, wenn der gesunde Menschenverstand es verlangt – und auf diese Art schlagen sie den Grundsatz selbst nicht tot, sondern halten ihn aufrecht und kräftigen ihn.

Die Deutschen andererseits denken, und sie haben das Gefühl, dass sie alles auf die grundlegenden Prinzipien zurückführen müssen. Alles muss entweder weiss oder schwarz sein, rot oder blau, eines oder das andere. Das ist eine gute Regel, aber das Leben und die Dinge richten sich nicht danach. Alles muss analysiert, begrif-

fen, katalogisiert werden. Die Weimarer Demokratie war eine echte Demokratie, auf dem Papier eine weit klarere, eindeutige Demokratie als unsere, und sie nahm sich so todernst, dass sie es als ihre heilige Pflicht ansah, ihren Feinden die Möglichkeit zu geben, diese Demokratie zu vernichten. Das war reine Logik.

Die grosse Schwierigkeit mit dem logischen Denken ist, dass es dergleichen überhaupt nicht gibt. Kein Philosoph ist je durch reine Logik zu irgendeinem Schluss gelangt. Der Schluss kam immer zuerst, die Logik wurde hinterher angewandt. Denker und Philosophen haben auf die deutsche Mentalität stärker eingewirkt als auf die Mentalität irgendeines andern Volkes. Doch die Deutschen haben die Lehren Fichtes, Hegels und Nietzsches nicht deshalb angenommen, weil diese Lehren richtig waren, sondern weil sie ihnen passten. Keine Philosophie ist in jenem Sinn wahr, wie die Mathematik wahr sein kann – nicht einmal die mathematische Philosophie. Fichte war ein drittklassiger Philosoph, aber ein erstklassiger Propagandist des deutschen Nationalismus und des deutschen Selbstgefühls. Hegel war ein tiefer Denker, aber seine Lehren sind ganz unlogisch, und seine Hauptthesen folgen nicht aus seinen Voraussetzungen. Er lehrte – wenn ich das in wenige Worte zusammendrängen darf – dass es nur auf das Ganze ankomme, und dass die Teile und Einzelheiten nicht zählten. So – setzte er hinzu – sei der Staat die einzig wichtige Schöpfung, das höchste aller Güter an sich, und das Individuum sei nichts. Er hielt sich nie dabei auf, zu erklären – oder auch nur in Betracht zu ziehen – warum er den Staat als das Ganze ansah. Wäre er logisch gewesen, so hätte er zu dem Schluss gelangen müssen, dass die Erde oder eigentlich das Weltall das Ganze sei, der Staat aber, als blosser Bestandteil dieses Ganzen, ebenso wenig zählt wie das Individuum. Nietzsche war ein Genie, aber seine Verehrung für den Helden, den Sieger im Krieg, den Übermenschen ist nie auf rein rationalistischer Grundlage erklärt worden. Er war ein Snob, ein Lakai und hatte fast vor allem Angst, was ihn umgab. Er hatte Angst vor den Frauen („Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!“ schrieb er; aber er vergass die Peitsche und ging nie zu Frauen), und er ahnte nie, dass Machtgier an sich auch ein Produkt der Angst ist. Wahrscheinlich war er

schon verrückt, bevor es festgestellt wurde. Die Deutschen, diese grossen, klaren Denker, haben anscheinend eine Neigung, Wahnsinnigen Gefolgschaft zu leisten. Ein Wahnsinniger, Nietzsche, hat die Regeln festgelegt, und ein anderer Wahnsinniger, Hitler, der Paranoiker, fand, mit Hilfe des Morphinisten Göring und des geisteskranken Hess, Mittel und Wege, sie in die Tat umzusetzen. Es ist bedauerlich, dass die Deutschen den Wahnsinnigen so grossen Wert beimessen. Das alles kommt vom allzu vielen Denken. Wären sie daran gewöhnt, ein wenig gesunden Menschenverstand zu gebrauchen, so hätte dies alles vermieden werden können.

Eine andere grosse und allgemeine Schwierigkeit besteht darin – und das gilt auch für die Engländer – dass, wann immer die Menschen denken, sie doch nur mit dem eigenen Kopf denken. Und das ist ein furchtbarer Fehler. Man sollte mit dem Kopf seines Gegners denken.

Ich habe viele, lange Stunden damit verbracht, die Debatten der Pariser Friedenskonferenz des Jahres 1946 mitanzuhören. Hier offenbarten sich zum ersten Mal die scharfen Gegensätze zwischen der Sowjetunion und dem Westen. Die Herren Wischinski und Molotow liessen Tag für Tag lange Reden vom Stapel und führten – unter anderem – bittere Klage über Artikel, die im ‚Daily Mirror‘ erschienen waren. Auch wetterten sie gegen einzelne Mitglieder des Unterhauses, die kränkende Fragen stellten. Die englischen Delegierten erklärten siebenmal im Tag, die englische Presse sei frei, und der ‚Daily Mirror‘ könne schreiben, was er für richtig halte; ebenso sei ein Mitglied des Unterhauses berechtigt, die kränkendsten, ja, die törichtesten Fragen zu stellen, die es nur erdenken könne. Die Russen zogen sich zurück und kamen fünf Minuten später mit einem neuen Bündel von Zitaten aus dem ‚Mirror‘ oder dem ‚Hansard‘. Die englischen Delegierten waren verärgert und konnten das nicht begreifen. Doch die Erklärung war simpel genug. Die Engländer hielten daran fest, mit ihren eigenen Köpfen zu denken, und die Russen dachten mit den ihren. Diese Freiheit der Presse, diese Freiheit der Rede waren – so meinten die Russen – ein sehr schlauer, wohlbekannter englischer Trick; sie hielten es aber für

eine Beleidigung ihrer Intelligenz, wenn man von ihnen erwartete, dass sie das ernstnehmen sollten. Eine Zeitung könne schreiben, was sie wolle? Ein Abgeordneter des Unterhauses sagen, was er wolle? Unsinn! Sie wussten es besser. Solche Dinge gab es nicht, weil es sie in Russland nicht gab und nie gegeben hatte.

Den Deutschen gegenüber begingen die Engländer den gleichen Fehler. Sie – in Gemeinschaft mit ihren Verbündeten – organisierten Gerichtsverfahren gegen die Männer, denen schwere Kriegsverbrechen zur Last gelegt wurden. In den Augen der Engländer ist ein Gerichtsverfahren eine ehrliche, unabhängige Prozedur, und es kam ihnen nie in den Sinn, dass die Deutschen diese Dinge mit ihren eigenen Augen betrachteten. Für sie – und in diesen Fragen ebenso für die Russen – war ein Gerichtsverfahren ein Mittel der vollziehenden Staatsgewalt; nichts als eine Aktion der Regierung. Und so lehnen sie – ich meine damit die Deutschen aller Parteien – die Nürnberger Urteile ab und missachten sie. Sie alle sind sich darüber einig, dass das Hängen und Einkerkern ihrer Politiker und Generäle gerechtfertigt war. Die Verbündeten hatten gesiegt, und somit waren sie frei, zu hängen, wen sie eben hängen wollten. Der Sieger hat seine Rechte – siehe Nietzsche. Wozu aber diese Komödie eines ‚Gerichtsverfahrens‘? Auch die Verbündeten hatten Verbrechen begangen – so behaupten die Deutschen – aber ihre Generäle, Offiziere, Soldaten und Politiker wurden nie vor ein Gericht gestellt. Andererseits hatten auch die Deutschen in Rom ein Gerichtsverfahren organisiert, und jedermann wusste, dass diese Prozesse nichts mit Gerechtigkeit zu tun hatten. Warum besteht man also darauf, dass Nürnberg ein Akt der Gerechtigkeit war, nicht aber ein Akt der Politik? Hängen ist schon in der Ordnung; die Heuchelei aber ist falsch. In dieser Auffassung sind sich nicht nur alle Deutschen einig, sie geben ihr auch mit aufrichtiger Entrüstung Ausdruck.

Solange wir fortfahren, mit unsern eigenen Köpfen zu denken, können wir siegen, einkerkern, hängen, nicht aber einander begreifen.



Die Gefahr des Arbeitens

Eines der grössten Verbrechen der Deutschen ist, dass sie zu hart gearbeitet haben. Das können ihnen – mit vollem Recht – die Engländer nie verzeihen.

Ein grosser Teil des im Krieg zerstörten Deutschlands ist bereits wieder aufgebaut worden. Doch das Bild, das sich daraus ergibt, ist oft eine seltsame Mischung von Trümmern und Üppigkeit. In München war das Erste, was meinen Blick fesselte, Trümmerhaufen, wo kaum ein Stein über dem andern geblieben war, die man aber nicht in Wohnstätten oder in bescheidene kleine Läden umgewandelt hatte, sondern in üppige Geschäfte, darin Porzellan und Pelzwerk verkauft wurde. Auslagen, mit erlesenem Geschmack arrangiert und voll mit Köstlichkeiten, entzücken unser Auge; doch man weiss, dass unter den Trümmern, nur ein paar Meter von den Handtäschchen, dem Schmuck, dem Spielzeug entfernt, Leichen vergraben sein müssen. Der Berliner Kurfürstendamm ist wiederaufgebaut worden, viele seiner Häuser aber sind noch unbewohnbar und andere nichts als leere Hüllen. Die obern Stockwerke mögen immer noch den Leichen gehören; im Erdgeschoss mit seinen Schätzen, seinen Luxuswaren, seinem blendenden Neonlicht sieht es anders aus. Der Kurfürstendamm ist, mag er auch zur Hälfte noch in

Trümmern liegen, die reichste, schönste Geschäftsstrasse Europas.

Man ist verblüfft und reibt sich die Augen. «Wie kann man es nur anstellen, besiegt zu werden?» fragt man sich – je nach seinem Temperament – erheitert oder erbittert. Die Deutschen leben heute besser als die Engländer und viel besser als die Franzosen. In Deutschland gibt es keine Rationierung. Die Lebensmittelläden sind bis an den Rand voll mit Dingen, deren Vorhandensein der Engländer bereits vergessen hat. Für den englischen Besucher sind die Menus der Restaurants fast unglaublich. Mächtige amerikanische Wagen mit deutschen Nummernschildern rollen vorüber. Es gibt eine wohlbekannte Geschichte von den zwei Besuchern aus Israel, die über die Lage in Deutschland reden.

«Ich weiss, was die richtige Lösung ist», sagt der eine. «Israel sollte Amerika den Krieg erklären.»

Der andere sieht ihn einigermaßen erstaunt an.

«Ja», fährt der erste fort, «wir würden den Krieg verlieren, und dann würden die Amerikaner Millionen und Millionen für uns ausgeben. Alle unsere Probleme wären mit einem Schlag gelöst.»

Der andere schüttelt bekümmert den Kopf.

«Das ist keine Lösung», sagt er.

«Warum nicht?»

«Nun – und was, wenn wir den Krieg gewinnen?!»

Der Besucher aus Israel hatte unrecht. Es war nicht die Hilfe des Marshallplans, die Deutschland wiederaufgebaut hat. Der Marshallplan hat zweifellos seinen Beitrag geleistet – ein Geschenk von etlichen Millionen Dollars kann einem Land schliesslich nicht viel schaden – aber es war die erstaunliche, die verblüffende Energie der Deutschen, die dieses Wunder vollbracht hat.

Auch andere Länder wurden der Marshallhilfe teilhaftig, aber kein anderes Land hat so viel geleistet, obgleich kein anderes Land – einige Teile der Sowjetunion ausgenommen – mit seinem Aufbau sozusagen aus dem Nichts beginnen musste. Jeden Tag werden Hunderte neuer Wohnungen fertiggestellt, ebenso wie Häuser, Geschäftsläden, Amtsgebäude. Ich wohnte in Berlin in einer kleinen Pension. Ein Freund hatte das Zimmer für mich bestellt, und als ich

an einem Samstagnachmittag um fünf Uhr ankam, fand ich das ganze Haus in einem unsäglichen Durcheinander: Maurer, Maler, Arbeiter aller Art hasteten hinauf und hinunter, die Möbel waren unter weissen Überzügen verborgen, überall bröckelte das Mauerwerk ab, während der Lärm des Hämmerns und Meisselns uns betäubte. Fragend sah ich meinen Freund an, der mir, entschuldigend, auseinandersetzte, all dieser Wirrwarr sei für ihn selber eine vollkommene Überraschung. Er wohne nun seit vier Wochen hier, und mit den Bauarbeiten müsse man just heute früh begonnen haben, nachdem er um halb neun das Haus verlassen hatte. Um meinetwillen solle er sich nur keine Sorgen machen, sagte ich ihm. Ein wenig Lärm und Schmutz würden mich nicht weiter stören. Und dann sah ich mir an, was all diese Leute taten. Ein grosses Zimmer hatte schweren Schaden gelitten, und nun ging man daran, es wieder herzurichten. Wenige Minuten später verliessen mein Freund und ich die Pension und kehrten erst um zwei Uhr morgens zurück. Und da sah ich, wie die Wirtin mit zwei Dienstmädchen eifrig dahin und dorthin schoss, Möbel schleppte, Teppiche hinter sich über den Korridor zog. Ich war müde und ging zu Bett, und am nächsten Morgen hatte ich die ganze Sache vergessen. Mein Freund aber erzählte mir eine erstaunliche Geschichte. Um Mitternacht – und es war, wie ich schon erwähnte, ein Samstag – hatten Maler und Maurer ihr Werk beendet, und nun begannen die Wirtin und die beiden Mädchen, den Boden zu schrubben, das Zimmer zu putzen und einzurichten; das dauerte bis drei Uhr. Und um acht Uhr früh zog ein Ehepaar mit einem Kind ein, und alles war tadellos und sehr behaglich. Dieses Tempo war ein reines Wunder. In England hätte die gleiche Arbeit Wochen gedauert. In Deutschland aber war das alles anscheinend ganz normal und natürlich – vielleicht war es, nach deutschen Begriffen, sogar ein wenig langsam gegangen.

Und nicht nur das Bauen und Wiederaufbauen wird mit solcher Energie unternommen. Ich sah viele Kellner in Restaurants um zwei Uhr morgens, und dieselben Kellner servierten um acht Uhr das Frühstück. Ich bewundere das deutsche Tempo; aber, um uns selber gerecht zu werden, will ich doch hinzufügen, dass es mir lie-

ber ist, wenn ich ein Restaurant um elf Uhr abends verlassen muss und dafür weiss, dass die Kellner sich richtig ausschlafen können.

In Bayern, Berlin und Hessen sah ich Leute bis Mitternacht arbeiten. Nicht nur Kellner, sondern Maurer und Maler. Andere sah ich bereits um vier Uhr morgens an der Arbeit. Und doch spotten alle diese Leute über die Schwaben und machen verächtliche Bemerkungen über sie. «Ach, diese Schwaben», sagen sie immer wieder. «Sie arbeiten zu hart!» Ich war in Stuttgart, konnte aber keinen Unterschied zwischen den schwäbischen Arbeitsmethoden und denen des übrigen Deutschlands entdecken. Vielleicht arbeiten sie achtundzwanzig Stunden im Tag – ich selber habe das nicht festgestellt.

Persönlich habe ich nichts gegen die Arbeit. Eine Menge Menschen von Marc Aurel bis Tolstoi – mit andern Worten Menschen, die in ihrem Leben, im üblichen Sinn des Wortes, nur sehr wenig gearbeitet haben – finden, die Arbeit sei schön und erfrischend, und sie ermahnen ihre Nebenmenschen zu harter Arbeit. Carlyle war logischer. Manchmal empfand er die Arbeit als Segen, manchmal aber auch als Übel. In ‚Vergangenheit und Gegenwart‘ schrieb er: ‚Gesegnet, wer seine Arbeit gefunden hat; er möge keinen andern Segen verlangen‘. Doch in der ‚Negerfrage‘ erklärte er: ‚Arbeit ist nicht erfreulich, sondern bedrückend‘. Und Carlyle hatte recht. Arbeit ist manchmal ein Segen, manchmal aber – und viel häufiger – ein verfluchtes Übel. Ich halte es für töricht, den Menschen zu predigen, sie sollten arbeiten, weil die Arbeit reinste Freude sei. Sie sollen arbeiten, weil sie sich mit ihrer Arbeit Glück und Musse verschaffen können, und weil leider zu diesem Ziel kein anderer Weg führt. Einem Menschen zu sagen, seine Arbeit sei ein Vergnügen für ihn, ist dasselbe, als würde man ihm mitteilen, dass man seine Arbeit durchaus nicht schätzt. Denn man schätzt ja einen Menschen nicht deswegen, weil er sich eine Freude bereitet. Zum Glück werden nur wenige Menschen daran glauben, dass schwere Säcke zu tragen, Bureauräume zu putzen, lange Ziffernreihen zu addieren, die höchste Seligkeit bedeutet. Immerhin müssen wir alle arbeiten, und manche von uns sind in ihrer Arbeit glücklicher als andere. Und einige wenige finden in ihrer Arbeit tatsächlich Freude und

Genuss. Longfellow schrieb: ‚Lerne zu arbeiten und zu warten!‘ Die Deutschen haben gelernt, zu arbeiten, die Engländer haben gelernt, zu warten. Das ist eine gerechte Lastenverteilung. Den Deutschen gehört meine Bewunderung, den Engländern meine ganze Sympathie. Man muss mit der Arbeit vorsichtig umgehen. Man kann auch des Guten zuviel tun. Das Schlimme an der Arbeit ist, dass sie sich des Menschen bemächtigt. Je mehr du arbeitest, desto bereitwilliger wirst du zur Arbeit. Sie wird geradezu zur Gewohnheit. Und das ist es, was meiner Überzeugung nach, den Deutschen zugestossen ist. Seit meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr wünsche ich mir, mich zurückzuziehen. Alle Franzosen sehen dieser Zeit erwartungsvoll und freudig entgegen. Die Deutschen haben Angst davor. Für den Franzosen beginnt das Leben, wenn die Arbeit endet; für die Deutschen endet das Leben mit dem Arbeitstag.

Einer dieser fleissigen Deutschen sagte mir mit allen Zeichen heftigsten Mitleids mit sich selber, diese Gewohnheit der harten Arbeit mache die Deutschen unbeliebt. «Zwischen den beiden Kriegen», erzählte er, «kamen wir nach China und veränderten dort sämtliche Gewohnheiten. Bevor wir kamen, hatten die englischen Reedereien ein Monopol. Die Angestellten gingen um halb zwölf ins Bureau, zumeist um nichts zu tun. Nach dem Mittagessen kamen sie kaum wieder. Die Postschiffe trafen einmal im Monat ein – und so erledigten sie ihre ganze Post einmal im Monat, und den Rest der Zeit verbrachten sie mit Golf spielen und Trinken. Nach unserem Erscheinen mussten sie fronen wie Sklaven. Sie mussten ihre Bureaus um acht Uhr früh aufmachen und bis sieben Uhr abends offenhalten, wenn sie nicht alle ihre Kunden verlieren wollten. Und sie konnten uns nicht leiden. Einfach weil wir zu hart arbeiteten.»

Er seufzte:

«Die Welt versteht uns nicht.»

Ich sah ihn an und sagte nur das eine Wort:

«Widerlich!»

Er nickte. Doch einige Sekunden später verdüsterten sich seine Züge. Er war doch nicht ganz so sicher, ob meine Bemerkung sich auch wirklich auf die Welt bezog, die ihn nicht verstand.



Dass den Deutschen der Sinn für Humor fehlt, ist schuld an zwei Weltkriegen.

Das ist keineswegs eine leichtfertige Behauptung, sondern die nüchterne Feststellung einer historischen Tatsache.

Wir neigen dazu, zu sagen, ein Mensch habe keinen Sinn für Humor, wenn er a) über unsere Scherze nicht lacht und b) über Dinge lacht, die wir nicht komisch finden. Ebenso wie wir einen Menschen unmanierlich nennen, wenn seine Manieren einer anderen Etikette entsprechen als unserer. Der Stamm der Mundugumor in Neu-Guinea, zum Beispiel, isst Menschenfleisch, was wir nicht tun, und darum finden wir seine Sitten höchst verdammenswert. Andererseits aber essen sie sehr wenig anderes Fleisch – wie wir in England übrigens auch, nur dass wir mehr essen würden, wenn wir mehr bekämen – und das finden sie an uns verdammenswert. Wer hat da recht? Ich masse mir nicht an, es zu wissen. Aber in den Dingen, die sich auf Benehmen, Sinn für Humor und Ethik beziehen, können wir nichts Besseres tun, als uns nach unsern eigenen Maßstäben richten, und das tun wir denn auch immer.

Über den Sinn für Humor sind eine Menge schöner Dinge gesagt worden. Es ist etwas Wunderbares daran; das versichern einem die Leute beständig. Der Sinn für Humor erhöht den Menschen erheblich über den Nachbarn, dem es daran gebricht. Solche Erklärungen bedeuten gewöhnlich, dass der Sprechende, der einen hervorragenden Sinn für Humor sein Eigen nennt – und das ist beim Sprechenden stets der Fall – sich selber für einen grossartigen Menschen hält, der seinem Nachbarn weit überlegen ist. Doch der Sinn für Humor kann eine gute oder auch eine schlechte Eigenschaft sein. Ist einer allzu ironisch, dann ist er häufig – wie witzig er auch sein mag – nichts als ein Feigling. Er weiss, dass er auf den sogenannten Schlachtfeldern des Lebens ständig ein Besiegter ist, und so tröstet er sich damit, dass er Liebe und Schönheit verspottet. Darum haben die Angelsachsen so sehr recht, wenn sie der Ironie misstrauen. Ironie kann, bei manchen Gelegenheiten, eine wirksame und gerechtfertigte Waffe im Kampf gegen Schlechtigkeit, Ichsucht, Dummheit sein; in andern Fällen ist sie aber nur der Pfeil, den ein minderwertiger Krieger abschiess, weil er seine nichtvorhandene Überlegenheit beweisen möchte. Selbst die bewunderungswürdige Fähigkeit, über sich selber zu lachen, ist oft nichts als Anmassung mit verkehrtem Vorzeichen. Du hast recht, wenn du an einem richtigen Sinn für Humor deine Freude hast; bewundere ihn aber nur mit Vorsicht! Ich bin sehr dagegen eingenommen. Mich macht er misstrauisch. Ich habe eine Abneigung gegen Humoristen; insbesondere gegen die guten.

Echter Sinn für Humor – woher er auch psychologisch stammen mag – ist die Fähigkeit, das Leben in rosigerem Licht zu sehen. Das kann den Menschen glücklicher machen, aber es ist seine Privatangelegenheit. Die einzig allgemein gültige Bedeutung des Sinns für Humor ist, dass er sich mit einem Sinn für das Mass paart. Entweder erzeugt er einen Sinn für das Mass, oder er wird von ihm erzeugt. Haben wir Sinn für Humor, so können wir unsere Angelegenheiten nicht für so furchtbar, so überwältigend ernst halten. Wir wissen natürlich alle, dass wir wunderbare Geschöpfe sind, aber unsere Selbstbewunderung wird zum mindesten durch die Erkenntnis gedämpft, dass wir auch gewiss kleine Fehler haben. Ja, wir

sind edel, selbstlos, würdig – aber beileibe nicht wichtig-tuerisch – gutherzig, ungemein intelligent und fast auf allen Gebieten ausserordentlich fähig; doch wir sind bereit, zuzugeben, dass wir den Fahrplan der Eisenbahn nicht auswendig kennen. Ein durchschnittlicher Deutscher würde das nie zugeben. Ich hörte lange, hitzige, erbitterte Diskussionen über die Frage, ob man bei einer bestimmten Reise in Heidelberg umsteigen müsse oder nicht. Beide Seiten wussten gewichtige, überzeugende Argumente ins Treffen zu führen – bis auf den Fahrplan selbst – und die Geschlagenen waren schliesslich gekränkt und erbost.

Diktatur und Mangel an Sinn für Humor gehen Hand in Hand miteinander, weil die Bewunderung eines Diktators oder einer unfehlbaren Partei einen Mangel an Sinn für das Mass voraussetzt. Man sagt, ein totalitäres System könnte in England oder in den Vereinigten Staaten nicht Fuss fassen, weil diese Länder alte demokratische Traditionen besitzen. Das ist ein Irrtum. Ein totalitäres System kann mit Hilfe von Bajonetten aufgezwungen werden, und die Traditionen haben wenig damit zu schaffen – obgleich die Traditionen immerhin die Bajonette zwingen können, noch rücksichtsloser vorzugehen. Die Tschechen besaßen demokratische Traditionen. Lasst euch aber einmal von einem Tschechen eine seltsame Geschichte erzählen, und ihr werdet um euer eigenes Land besorgt werden. In England stiesse ein Diktator auf grosse Schwierigkeiten, weil die Engländer ihn auslachen würden. Ein Engländer liebt sein Land, aber er wird nie von dem ‚geliebten, blutgetränkten Boden des Vaterlands meiner ruhmreichen Ahnen‘ sprechen. Und wenn jemand dergleichen in seiner Gegenwart täte, so würde er die Blicke senken und sich höchst unbehaglich fühlen; zwei Stunden später aber – zwischen seinen vier Wänden – würde er lachen.

Redet in England von ‚Blut und Boden‘, und die Menschen werden brüllen vor Lachen. Versucht zu erklären, die Engländer hätten sämtliche Segnungen der Zivilisation erfunden, und sie werden euch für völlig wahnwitzig halten. Versucht eine Bewegung in Gang zu setzen und zu verlangen, die Menschen sollten einander mit gehobenem Arm und dem Ruf «Heil Churchill!» oder «Heil Bevàn!» begrüßen – das soll keinerlei Vorwurf gegen diese beiden Staatsmänner sein; man kann jeden beliebigen Namen einsetzen –

eure Zuhörer werden um den Krankenwagen telephonieren. Übertriebene Schmeichelei, wenn sie in England vorkommen sollte – und das ist manchmal der Fall – wird sehr häufig an den Pranger gestellt und lächerlich gemacht. Hitler und Stalin haben sich in Deutschland und Russland zu Göttern erhoben; in England wären sie das Ziel allgemeinen Spotts gewesen. Nein, würde der Engländer sagen, Stalin kann unmöglich der grösste Held, Staatsmann und Gelehrte aller Zeiten sein. Und wenn er es ist, so kann er nicht auch noch eine Männerschönheit und der beste Tänzer sein. Und er kann nicht zu alledem auch noch die schönste Schrift haben. Ein Diktator in England könnte heutzutage wahrscheinlich nicht ohne Weiteres von seinem Platz weggejagt werden, denn die Zentralgewalt jeder Regierung ist zu stark geworden, als dass ein Aufruhr dagegen möglich wäre; aber er könnte von seinem Platz weggelacht werden. Wenn vor dem Krieg in den Wochenschauen deutsche Soldaten gezeigt wurden, die im Stechschritt marschierten, so war das Publikum erheitert und lachte laut. In Deutschland fand man den Stechschritt höchst eindrucksvoll, während die Engländer der Ansicht waren, der Stechschritt sei eine Volksbelustigung. Im Krieg verfolgte mich die Vorstellung, die Deutschen könnten ihren Stechschritt in einer wichtigeren Schlacht benützen. Die Engländer – das war meine Besorgnis – würden sogleich die Gewehre und Stahlhelme fallen lassen und sich, hilflos, vor Lachen auf dem Boden wälzen. Hätten die Deutschen diesen Versuch gemacht, wer weiss, ob sie nicht die Schlacht bei Alamein gewonnen hätten. Es ist ein wahres Glück, dass Rommel nie daran gedacht hat. Doch hätte er auch daran gedacht, so hätte er es nie versucht. Der Stechschritt war eine heilige Handlung und durchaus nicht zur Erheiterung bestimmt. Die deutschen Generäle verloren lieber die Schlacht bei Alamein.

Wenn die Engländer etwas wollen, so veranstalten sie Konferenzen und Besprechungen; wenn die Franzosen etwas wollen, so diskutieren sie darüber; wenn die Amerikaner etwas wollen, so kaufen sie es. Wenn aber die Deutschen etwas wollten, so pflegten sie darum zu kämpfen. Die Amerikaner haben den Sieg durch eine gewaltige industrielle Produktion erkaufte und versuchten den Frieden

mit der Marshall-Hilfe zu erkaufen. Das sage ich mit aufrichtiger Bewunderung für die Menschen, die als Erste die Wandlung der Welt begriffen. Reden, diskutieren, mit den verschiedenen Notwendigkeiten handeln – Pferde, Stahl, Sieg und Friede – vermag den Sinn für Humor zu erzeugen und zu entwickeln; kämpfen tut das nicht. Und zwei Kriege an Redner und Händler zu verlieren, hat wiederum nicht den Erfolg, den Verlierer aufzuheitern oder ihm eine ausgeglichene Weltanschauung zu verleihen. Und Krieg führen, ist schliesslich kämpfen! Er sollte von den besseren Kämpfern gewonnen werden, nicht aber von den besseren Geschichtenerzählern. Irgendwie aber wird er dennoch von dem Fröhlicheren gewonnen und nicht von dem Stärkeren. Und das ist doch anscheinend ungerecht!

Nicht dass die Deutschen nicht auch sehr viel lachen würden. Beobachtet aber einmal ihre Vergnügungen und ihre Heiterkeit. Das ‚Bräu‘ gleicht mit seinen mächtigen gotischen Bogen oft einem Tempel. Da sitzen denn die Germanen, Schmisse auf den Backen, essen nicht bloss, trinken ganze Gallonen voll Bier, verzehren Würste nach Metern, sondern sie bringen Bacchus und dem Gott des guten Appetits ihre Opfer dar. Die Stimmung ist feierlich. Der Mann muss sich gelegentlich auch erheitern, und so tun sie eben ihre Pflicht und erheitern sich. Längs der Wände stehen kleine Statuen auf Regalen – Heilige des Bacchuskults, aber dennoch Heilige. Eine kleine Statue in einer bayrischen Stadt stellt einen dicken kleinen Mann dar, dem es übel geworden ist, weil er zuviel Bier getrunken hat, und der jetzt seine Stirne hält und sich in seinen Hut übergibt. Das soll ein Scherz sein und ein besonders gelungener dazu. Tatsächlich gilt es als eine der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Die Kellnerinnen dieses ‚Bräus‘ sind in heiteres Gelbgrün gekleidet – gewöhnlich haben sie gewaltige Busen – und ihr freundliches Lächeln ist von Billigung erfüllt, wenn ihr tüchtig esst und trinkt. Im Grunde aber dienen sie nicht euch, nein, sie dienen höheren, fröhlicheren Herren, den heidnischen Gottheiten und den Heiligen an der Wand. Unter den gotischen Bögen, im Schatten grinsender, kotzender Statuen essen und trinken die Deutschen eifrig und gewissenhaft und gehen nach Mitternacht im beseligenden Gefühl erfüllter Pflicht heim.

Und natürlich lachen sie auch. Doch es stellt sich nicht so sehr die Frage ‚worüber?‘ als ‚wann?‘ Das hängt in einigem Umfang vom Kalender ab. Jeder Deutsche weiss, dass die Zeit des Oktoberfests und des Faschings der Fröhlichkeit gehört. Die Deutschen wissen im Voraus, dass sie, sagen wir einmal, am 3. Oktober überschäumend lustig sein werden. Sie gehen zum Oktoberfest und unterhalten sich glänzend, weil sie das, Monate früher, in ihrem Notizbuch vermerkt haben. Und dann geben sie sich schrankenlos der Fröhlichkeit hin. Sie jubeln und schreien, sie sitzen nebeneinander und singen, wiegen sich im Rhythmus ihrer Lieder, trinken Bier fässerweise und braten ganze Ochsen! Der Spass ist, dass einer dick und hässlich ist und mit einfältigem Lächeln komische Tänze tanzt. Der Spass ist, dass er auf den Hintern fällt. Der Spass ist, dass auch die Musikanten schrecklich dick sind, dass sie kleine runde Hüte auf den grossen runden Köpfen tragen und so laut spielen, dass man sein eigenes Wort nicht hören kann. Fremde Menschen tanzen miteinander, fremde Menschen küssen einander, fremde Menschen klatschen einander auf einen bestimmten Körperteil, wo sie in der Regel reichlich Platz zum Klatschen finden. Während des Karnevalssumzugs in Köln müssen die Auslagen mit Brettern verschalt werden, sonst würde man sie einschlagen. Nicht aus Bosheit, nicht aus Schlechtigkeit, beileibe nicht! Nur zum Spass! All das ist nicht sehr raffiniert. Es sind keine geistigen Nachkommen Voltaires, aber ihr Lachen ist robust und gesund. Natürlich gibt es in Deutschland viele wirklich witzige, amüsante Menschen wie anderswo auch, aber wie gross auch ihre Zahl sein mag, sind sie doch nicht charakteristisch für die Allgemeinheit. Dagegen sind die Bierfeste und die Karnevalssumzüge charakteristisch. Der dicke Mann, der auf seinen Hintern fällt und damit brüllendes Gelächter erntet, ist charakteristisch. Humoristen sind vielleicht nicht die Crème der menschlichen Gesellschaft; oder aber sie sind es doch. Wie dem auch sein mag, ist es jedenfalls bezeichnend, dass die Deutschen so wenige gute Humoristen hervorgebracht haben. Sie produzieren literarische Grössen, die aber kaum je zwei Zeilen geschrieben haben, über die man ausserhalb Deutschlands auch nur lächeln könnte.

Berlin ist eine Ausnahme. Die Berliner sind die einzigen, mir

bekanntem Deutschen, die Sinn für Humor haben, wie wir diesen Begriff verstehen. Ihr Sinn für Humor ist ein wenig grausam; er ist mit Schadenfreude gemischt, die sich oft gegen sie selber richtet – ja, sie besitzen die schon erwähnte Fähigkeit, über sich selber zu lachen. Zur Zeit der schwersten Luftangriffe war der Berliner, und er allein unter den Deutschen, imstande, sich in seiner zerstörten Stadt umzusehen und, wenn er die Sirene heulen hörte, die vor einem neuen Angriff warnte, zum Himmel aufzuschauen und zu bemerken: «Diesmal werden sie aber das Haus selber mitbringen müssen!» Die Berliner sind in vielen Beziehungen anders als die andern Deutschen. Die Isolierung Berlins vom übrigen Deutschland ist nicht nur geographisch, sondern auch symbolisch.

Der Historische Materialismus mag mehr als ein Körnchen Wahrheit besitzen, hat aber dennoch auch seine schwachen Seiten. Der Historische Humorismus, eine neue, eben entdeckte Wissenschaft, ist erheblich sicherer. Eine grosse Macht neigt dazu, ihren Sinn für Humor zu verlieren. Aber die grosse Macht kann auch ihre grosse Macht verlieren. Und so möge sie lernen. Ich, als Begründer des Historischen Humorismus, werde die Deutschen nicht nur bewundern, sondern auch aufrichtig lieben, sobald sie ihren eigenen, ursprünglichen Edward Lear hervorgebracht haben, den Lyriker des ‚nonsense‘. Man zeige mir den ersten völlig sinnlosen und wirklich populären Limerick *) in deutscher Sprache, und ich werde begeistert ausrufen: «Die deutsche Gefahr ist für immer vergangen!»

*) Statt dem deutschsprachigen Leser ausführlich zu erklären, was ein Limerick ist, sei hier ein sehr bekannter zitiert:

*There was a young lady of Niger,
Who smiled as she rode on a tiger.
They returned from the ride
With the lady inside,
And the smile on the face of the tiger.*

In der Übersetzung heisst das ungefähr:

Ein junges Fräulein vom Niger
Ritt lächelnd auf einem Tiger.
Als sie heimgekehrt,
War das Fräulein verzehrt,
Und wer lächelte, war der Tiger.

Natürlich habe ich keine Ahnung, wie die Deutschen dieses Buch aufnehmen werden. Bei meinem Aufenthalt in Deutschland wurde mir von verschiedenen Leuten häufig eine Frage gestellt, die ich einigermassen überraschend fand. Man sprach mit mir über das Buch, das ich über Deutschland schreiben wollte, und dann fragte man mich mit einer Stimme, die Staunen, Hoffnung, Ungläubigkeit verriet:

«Sie wollen dieses Buch doch nicht in Ihrem gewohnten Stil schreiben!?»

Ich seufzte tief und erwiderte:

«Nein, ich will wohl nicht. Aber verstehen Sie – das Unglück ist, dass ich keine Wahl habe.»



Von dem Mangel an teutonischen Göttern

Nehmen wir einmal an, du wolltest Deutscher werden.

Du brauchst kein teutonischer Gott zu sein; du brauchst nicht sechs Fuss hoch, breitschultrig, blond, blauäugig und in jeder Beziehung göttlich zu sein. Wenn dein Lachen melodisch tönt wie Kirchenglocken, die in den Rhein versunken sind, desto besser; mach dir aber keine Sorgen, wenn es zufällig ein brüllendes Gelächter ist. Bist du tapfer, bist du ein herrlicher Held wie Siegfried, so ist das nur günstig für dich. Bist du aber sanft und bescheiden, so schadet das auch nichts. Bist du schlank und muskelstark wie die Helden aus dem Nibelungenlied, so kann das deiner gesundheitlichen Verfassung nur zuträglich sein; weitet sich deine Taille aber ins Wunderbare und hast du ein dreifaches Kinn, so bist du dennoch erwählenswert.

Geh und lass dir die Haare schneiden. Die meisten Leute tragen die Haare nach gewöhnlicher europäischer Art geschnitten, eine starke Minderheit aber – und meinem Gefühl nach sind nur sie die echten Germanen – lassen sich den Kopf völlig kahl scheren, und nur ganz vorn an der Stirne bleibt ein wohlgescheitelter kleiner Schopf stehn. Und dann zieh dich an! Zieh dich als Jäger an, geh aber nie auf die Jagd. Oder als Golfspieler, spiel aber niemals Golf.

Einmal sah ich in einem Nachtlokal eine ganze Musikkapelle, die kurze Hosen und Jagdröcke trug, doch man belehrte mich, das seien bayrische Bauern. Später sah ich bayrische Bauern in Golfanzügen, und man belehrte mich, dass es diesmal Jäger seien.

Was du auch tust, tu es steif und förmlich wie ein fremder Botschafter, der seine Amtspflicht ausübt. Ich hatte immer den Eindruck, dass Charme eine gewisse Schwäche verbergen kann. Nun, die Mehrheit der Deutschen ist von dieser Schwäche vollkommen frei. Titel darf man nie unter den Tisch fallen lassen. Wenn du jemanden im Verlauf eines Abends 238mal ansprichst, so gib ihm 238mal seinen vollen Titel. Und wenn du fünfzig Jahre lang mit ihm verkehrst, so musst du ihm fünfzig Jahre lang seinen vollen Titel geben. Ich war in dem – zerstörten und wieder aufgebauten – Goethehaus in Frankfurt, und der Führer sprach von Goethes Vater nie anders als ‚der Herr Rat‘. Kein einziges Mal erlaubte er sich, den Titel eines Mannes, der etwa zweihundert Jahre tot ist, zu unterschlagen.

Sei sittsam, wohlwollend und sauber. Und glaube daran, dass Sauberkeit eine der höchsten menschlichen Tugenden ist. Auf die Franzosen darfst du hinunterschauen, weil manchmal – tatsächlich sehr häufig – ihre WC. schmutzig sind. Die Franzosen sind, meiner Meinung nach, eines der hervorragendsten und liebenswertesten Völker der Welt, und selbst ihre WC. gehören noch zu den grossen Segnungen der Menschheit. Millionen Menschen mögen sich den Franzosen überlegen fühlen, weil ihre WC. sauberer sind als die der Franzosen. Ich, meinerseits, habe eine Vorliebe für Schmutz. Nicht für zu viel Schmutz – ich bin in meinen Neigungen gemässigt – aber für ein klein wenig Schmutz. Ich mache mich über den Mann lustig, der täglich eine halbe Stunde damit verbringt, seine Schuhe zu putzen, und am Samstag vier Stunden lang seinen Wagen putzt. Ich weiss saubere Schuhe und Wagen zu schätzen, wenn ein anderer sie putzt; aber sie sind mir mit ein wenig Schmutz behaftet lieber, wenn ich selber sie putzen muss. Nun, ich würde mein Lebtag keinen guten Deutschen abgeben.

Sei immer gut angezogen, ob du nun Millionär oder Bettler bist. Die Franzosen geben den grössten Teil ihres Geldes für Essen und Trinken aus, und wie sie angezogen sind, das ist ihnen gleichgültig. Die Deutschen würden lieber hungern – wie das auch viele von ih-

nen tun – aber sie wollen stets präsentabel aussehen. Einem ärmlich gekleideten Bettler würden in Deutschland nur wenige Menschen etwas geben.

Erkläre stets, was in die Augen springt, und erkläre es, als ob es ein Dogma wäre; als ob du eben, zum ersten Mal in der Geschichte des menschlichen Denkens entdeckt hättest, dass zwei und zwei vier ergibt, dass die Vögel durch die Luft fliegen, und dass Züge manchmal Verspätung haben.

Sei hochgebildet, zitiere griechische Autoren in der Sprache des Originals, interessiere dich für alles und häufe einen dicken Band mit Informationen an. Sobald sich eine Gelegenheit bietet – und sie wird sich dir oft genug bieten, wenn du nur darauf achtest – so lass dein Wissen leuchten, und wäre es auch nur, um zu zeigen, dass du es besitzt. Sei väterlich zu jedermann und unterweise jedermann, wie er seine Arbeit zu verrichten hat. Tu das wohlwollend, von den edelsten Absichten erfüllt und mit dem Takt eines Elefantenbabys. In Berlin vertraute ich der Pensionswirtin all mein Geld und meine Reisechecks an, weil ich ungern viel Geld bei mir habe – glücklicherweise bin ich dieser Unannehmlichkeit nicht allzu häufig ausgesetzt. Als ich am nächsten Tag Geld haben wollte, wandte ich mich an meine Wirtin. Statt mir meinen Umschlag auszuliefern, fragte sie mich: «Wie viel?» – «Fünfzig Mark», erwiderte ich. «Für einen Tag wird das wohl reichen.» – Sie öffnete den Umschlag und gab mir vierzig Mark. «Für einen Tag sind vierzig Mark völlig genügend», erklärte sie energisch. Und ich wagte nicht, ihr zu widersprechen. Sie hatte übrigens recht, es reichte wirklich. Auf diese Art ersparte sie mir zehn Mark. Ich hätte ihr – wie neunundneunzig Deutschen von hundert – ungezählt ein grosses Vermögen anvertrauen können. Die Deutschen sind ehrlich und zuverlässig. Man würde sein Geld bis auf den letzten Pfennig wiederbekommen – wenn man nur den Mut aufbrächte, es zu verlangen.



Wie man einen Groll hegt

Will man ein guter Deutscher sein, so muss man eine Abneigung hegen. Oder, wenn möglich, mehrere Abneigungen – und das ist nicht nur möglich, sondern, hat man einmal die Technik erlernt, sogar ganz einfach. Leidet man an einem leichten Verfolgungswahn, so vereinfacht das die Sache wesentlich. Der Kaiser und Hitler hatten ihre kleinen Pläne mit ihren Nachbarn und dem übrigen Europa, aber es fiel ihnen durchaus nicht schwer, Millionen Deutschen einzureden, sie seien von Rudeln böser, reissender Wölfe umringt. Man kann es immerhin auch ohne Verfolgungswahn fertigbringen, wenn man sich als den Mittelpunkt des Weltalls ansieht. Das hilft einem, die wahren Tatsachen eines Falls zu vergessen, zu vergessen, wie eine gegebene Situation begonnen, wie sie sich entwickelt hat, und sich auf die augenblickliche Lage zu konzentrieren.

Betrachtet nur einmal einige gängige Theorien. Die Verbündeten sind für die Vernichtung Deutschlands verantwortlich. Sie waren es, die Deutschland in Trümmer gelegt haben, und das ist der einzig wichtige Aspekt der ganzen Geschichte. Das Goethehaus in Frankfurt ist zerstört worden, und häufig genug hörte ich die ironische Frage: «Nun, sagen Sie selber, war das Goethehaus ein militärisches Ziel?» Einmal wagte ich die Antwort, es sei wohl kein mili-

tärisches Ziel gewesen, immerhin aber von zahlreichen militärischen Zielen umgeben. Da hatte man gleich den Verweis bei der Hand: «Natürlich, Sie sind ein Anhänger Vansittarts . . .»

Für die jetzige Weltlage sind ausschliesslich die Amerikaner verantwortlich. Die Amerikaner waren es, die die Russen bis an die Elbe vorrücken liessen. Vielleicht haben auch andere – die Engländer und die Franzosen zum Beispiel – ihren Anteil an der Verantwortung, keinesfalls aber die Deutschen. Die Deutschen, die armen Lämmer, sind nur die Opfer der jetzigen Lage. Sie sind immer bereit, über die andern zu Gericht zu sitzen und die Dinge von einem hohen moralischen Standpunkt aus zu beurteilen. Als ich in Deutschland war, wurde einem gewissen Auerbach wegen Korruption und Veruntreuung in grossem Massstab der Prozess gemacht. Auerbach war Jude. «Aha, schon wieder die Juden!» hörte ich Dutzende von Malen. Mit andern Worten: ‚Da seht ihr, wie die Juden sind! Sechs Millionen von ihnen haben wir in Gaskammern umgebracht, und jetzt ist schon wieder einer von ihnen wegen so abstossender Verbrechen angeklagt. Man kann eben aus einem Sauohr keine seidene Börse machen‘. Ich lernte eine frühere SS-Frau kennen, die sich darüber beklagte, dass die Juden ihr jetzt, nach Ende des Kriegs, nicht genügend behilflich waren. Sie halfen ihr wohl, aber nicht genug. Auch auf die sogenannte moralische Überlegenheit der Verbündeten haben die Deutschen ihre Antworten bereit. «Rassenprobleme? Nun, und wie ist es, wenn man in Amerika einen kommunistischen Grossvater hat? Und wie steht’s mit den Negern?»

Die gleiche Meinung wird laut, wenn es sich um die Konzentrationslager handelte. «Und wie steht’s mit den Russen, euren Verbündeten im Krieg? Haben sie etwa keine Konzentrationslager?» Einer deutschen Frau gegenüber erwähnte ich, es sei schwer geworden, die Korrespondenz mit den Satellitenstaaten aufrechtzuerhalten. Sie erwiderte, die Korrespondenz zwischen dem westlichen und dem östlichen Deutschland vollziehe sich ganz glatt. Ich meinte, dass dafür wohl politische Gründe massgebend sein müssten. «O nein», erwiderte sie, «der wirkliche Grund ist, dass die Russen nicht wagen würden, so mit uns zu verfahren. Dafür ist Deutschland doch zu gross und wichtig.» Seither hatten die Russen

es übrigens dennoch gewagt. – Eine andere deutsche Frau beschwerte sich in grosser Aufregung bei mir darüber, dass die kleinen englischen Jungen in der Nachbarschaft mit einem Bus zur Schule gebracht wurden, ihre Kinder aber gehn müssten. Das sei doch ein himmelschreiendes Unrecht, fand sie.

Sind das ungerechte, willkürlich gewählte Beispiele, oder sind sie charakteristisch? Und wenn sie charakteristisch sind, wie kann man diese Haltung erklären?

Ich glaube, dass diese Haltung charakteristisch ist, und sie ist tatsächlich die schlimmste Facette im Wesen eines fleissigen, hochkultivierten Volkes. Die Deutschen sind immer gekränkt, und an allem ist immer ein anderer schuld.

Die Erklärung für dieses Phänomen ist, dass jeder Deutsche von der Geburt angefangen einen mächtigen Speicher mit Groll aufbaut. Ein Engländer benimmt sich jedermann gegenüber mit den gleichen guten Manieren – manchmal sind sie leicht von Schüchternheit gefärbt oder von der Anmassung eines ungerechtfertigten Gefühls der Überlegenheit, aber es sind und bleiben gute Manieren. Die Amerikaner wiederum haben die einheitliche brüske, barsche Art, an der sie nichts ändern, mit wem sie auch zu tun haben mögen. Die Deutschen aber haben zwei Dutzend verschiedene Manieren. Sie sprechen zu dem Lift jungen anders als zu dem Herrn Doktor oder gar zu dem Bürgermeister. Jedermann wird an seinen Platz verwiesen, und jedermann kennt seinen Platz. Und er findet sich, äusserlich diszipliniert, innerlich aber grollend, mit seiner Stellung ab. ‚Ich bin nicht schlechter als der Kaufmann im Fünften‘, sagt der Lift junge zu sich; erscheint aber der Geschäftsmann und mag er auch wirklich nicht besser sein als der Liftjunge, so wird doch der Lift junge die Kappe ziehen, die Hacken zusammenschlagen und eine Verbeugung machen. All das beginnt schon in der Wiege. Auch Kinder gehören zu einer besondern Klasse, werden sehr geliebt, man sorgt beispielhaft für sie, aber sie werden tyrannisiert, damit sie schweigen und sich des sogenannten guten Benehmens befleissigen. Ein Kind darf nicht laut sprechen, nie einen Erwachsenen unterbrechen, darf nicht durch das Zimmer laufen, muss sich, sobald es kräftig genug ist, um Löffel und Gabel zu halten, die besten Tischmanieren aneignen; sobald es zwei Jahre alt ist, erwartet

man von ihm, dass es sich in einen Lehnstuhl setzt und still und gemessen die ‚Frankfurter Rundschau‘ liest.

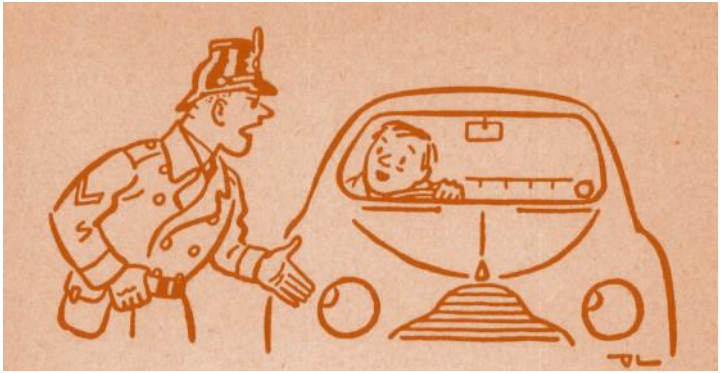
Iph bin davon überzeugt, dass diese gesellschaftliche Tyrannei vor allem für die deutsche Neigung verantwortlich ist, sich politische Tyrannei gefallen zu lassen. Dieser Groll, der sich in jedem von frühester Jugend an aufhäuft, erklärt in weitem Ausmass die Ausbrüche unterdrückter Gefühle und auch die ausschweifende Disziplin, für die die Deutschen so berühmt sind. Mir kann nichts auf der Welt fremder sein als Liebe zur Macht. Mein ganzes Leben lang war Abhängigkeit mir zuwider. Nie vermochte ich einen Chef über mir zu ertragen, noch konnte ich selber die Stellung eines Chefs ertragen – nicht dass diese zweite Möglichkeit mir allzu oft aufgedrängt worden wäre. Ich verwende nie eine Sekretärin, wenn ich es vermeiden kann, weil mir der Gedanke verhasst ist, dass jemand von mir abhängig sein, mich als seinen ‚Vorgesetzten‘ betrachten sollte. Kann ich es nicht vermeiden, zeitweilig fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, so bin ich der betreffenden jungen Dame gegenüber ebenso übertrieben höflich, so lächerlich rücksichtsvoll, wie ich meinen Chefs gegenüber, wenn ich einmal welche habe, streitsüchtig und widerspenstig bin. In meiner letzten Stellung war mein Chef genau so geartet. Bei unserer sogenannten jährlichen Unterredung – gewöhnlich eine recht aufgeplusterte Angelegenheit – war er verlegener als ich, starrte ins Leere und wusste nicht, was er sagen sollte. Er war mein Chef, aber daran konnte er nichts ändern, und ich verzieh es ihm; ja, ich hatte ihn sogar sehr gern. Nun, Psychologen mögen auseinandersetzen, dass dieser Aufruhr gegen die Obrigkeit – ob man sie selber ist oder ein anderer – der gleichen Quelle entspringt wie die grollende Unterwürfigkeit der Deutschen. Das Normale wäre es, auf dem Platz im Leben, auf den man gestellt ist, sein Möglichstes zu leisten und sich mit seinem Los abzufinden, was immer man auch geleistet haben mag. Und wenn man nicht zufrieden ist, so trachte man, mit harter Arbeit, noch mehr zu leisten. Empört man sich, dann macht es keinen grossen Unterschied aus, ob man sich auf deutsche oder auf andere Art empört. Die Psychologen haben unbedingt recht. Ich versuche nicht, zu behaupten, dass ich ohne Fehler bin, oder dass wir besser

sind als die Deutschen. Vielleicht sind wir schlechter. Ich versuche nur, sie zu verstehn.

Ein anderer Umstand, der die Deutschen deutscher macht, als es die meisten von uns sind, ist der uralte Kult des männlichen Mannes. Die Sage vom männlichen Mann ist eine der dümmsten, die die Menschheit je erfunden hat. Zunächst einmal sind die Männer gewöhnlich nicht männlich. Zweitens: einem Mann zu sagen ‚sei mutig!‘ ist um nichts vernünftiger, als ihm zu sagen ‚sei blauäugig!‘ oder ‚sei gross!‘. Man kann einem Mann sagen: ‚Tu deine Pflicht, auch wenn du noch so grosse Angst hast!‘, aber man kann ihn nicht dazu überreden, keine Angst zu haben. Er kann sich natürlich benehmen, als ob er Mut hätte. Er kann aus Furcht tapfer werden. Die Zensur, das Scherbengericht mögen ihm mehr Angst einjagen als der Tod. Das Ergebnis mag, vom rein militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, wunderbar sein. Generäle kümmern sich nicht um die feineren Nuancen der Psychologie, und ihnen ist es vollkommen gleichgültig, warum ihre Leute bei den Kanonen aushalten, wenn sie nur überhaupt bei den Kanonen aushalten. Aber eine Erziehung dieser Art hat im Allgemeinen klägliche Ergebnisse. Grosse Schlachten sind selten, und im täglichen Leben ist eine ganz andere Sorte Mut erforderlich. Der Mut, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft ins Auge zu schauen, der Mut, klar zu erkennen, wer die Russen wirklich bis an die Elbe gebracht hat, und der Mut, gelassen die schreckliche Tragödie zu ertragen, dass eure Kinder zu Fuss in die Schule gehen, während die Kinder der Nachbarn von einem Autobus mitgenommen werden.

Der männliche Mann fühlt sich immer benachteiligt. Er benötigt ein Ventil: die Tyrannei über andere, die Tyrannei über sich selber. Und er bedarf eines Ausbruchs seiner Sentimentalität. Darum sind so viele Deutsche unverbesserlich sentimental. Ich glaubte, der letzte Krieg hätte für die deutschen Künstler und Filmproduzenten ein erschütterndes Erlebnis bedeutet, ein Erlebnis, das sie aufgewühlt, gereinigt und gezwungen hätte, über ihre Vergangenheit nachzudenken. Aber alles, was ich im Kino sah, war sentimentaler Quatsch, gespielt von Hörbiger und Jaray; Frühling, Flieder, romantische Liebe, Geflüster im Mondenschein und Tangos, in Wäldern gesungen.

Die halbe Welt ist niedergebrannt worden, halb Europa vernichtet, alle unsere Werte sind drunter und drüber, und die Gesamtsumme menschlichen Leidens überstieg binnen zehn Jahren das Leiden von etlichen Jahrhunderten; doch aus all dem ergibt sich nur eine einzige Geschichte: der reiche, aber edle Graf verliebt sich in das arme, aber anständige – und natürlich schöne, wenn auch eine Spur zu umfangreiche – Gänsemädchen.



Liebe deinen Nächsten

In Mannheim, bei der Rheinbrücke, hatte ich eine Unterhaltung mit einem deutschen Schutzmann. Ich glaube nicht, dass man eine ähnliche Unterhaltung mit einem Schutzmann haben kann, der irgendeiner andern Nation angehört. Er war jung, hatte grosse blaue Augen, ein breites teutonisches Gesicht und war, auf sehr deutsche Art, ein schöner Mann. Er hielt mich meiner Scheinwerfer wegen an. Die Strassen waren in dieser Gegend ziemlich dunkel, und so hatte ich neben der obligaten Beleuchtung auch die Scheinwerfer, entsprechend abgeblendet, eingeschaltet. Nun sind manche englische Wagen – aus einem unbekanntem und mir völlig mysteriösen Grund – so konstruiert, dass beim Abblenden der Scheinwerfer der eine völlig erlöscht. Der Wagen sieht aus wie ein einäugiger Riese, ein moderner Zyklop; aus der Ferne aber, was noch schlimmer ist, sieht er aus wie ein Motorrad. Mein Schutzmann war sehr überrascht, als er feststellte, dass ich mich am Ende als Wagen erwies.

«Einer Ihrer Scheinwerfer ist ausgegangen», sagte er.

«Ich weiss», erwiderte ich. «Ich bedaure, aber mein Wagen ist nun einmal so konstruiert.»

«Das glaube ich nicht», sagte er mit freundlicher Aufrichtigkeit.

«Traurig, sehr traurig», meinte ich. «Und ich kann es auch nicht beweisen.»

«Warum sollten Ihre Wagen auf diese Art konstruiert sein?» fragte er.

«Ich habe keine Ahnung. Wahrscheinlich aus Sparsamkeit.»

«Damit kann man doch nichts ersparen», sagte er, und ich glaube, dass er recht hatte.

«Haben Sie nicht den Eindruck, dass das ganz sinnlos ist?» fragte er jetzt.

«Ja, diesen Eindruck habe ich.»

«Warum macht man es also?»

«Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich täte es liebend gern, aber ich kann wirklich nicht. Es liesse sich vielleicht vermuten, dass man es darum so macht, weil man in England links fährt und es genügt, wenn die Trottoir Seite beleuchtet wird.»

«Das ist ganz logisch», sagte er und nickte.

«Aber Sie haben doch vorhin gesagt, es sei ganz sinnlos», warf ich ihm vor.

«Und Sie haben mir recht gegeben.»

Da hatte er mich erwischt!

«Wie ihr auch in England eure Wagen bauen mögt», fuhr er fort, «in Deutschland sollten beide Scheinwerfer abgeblendet sein. Wenn Sie in unser Land kommen, müssten Sie sich seinen Vorschriften fügen.»

«Darin bin ich vollkommen Ihrer Ansicht. Sie haben recht. Heisst es aber in den Vorschriften, dass man zwei abgeblendete Scheinwerfer haben *muss*, oder nur, dass man sie haben *kann*?»

Da war er verduzt und antwortete nicht. Ich versuchte meinen Vorteil auszunützen.

«Übrigens bin ich nur für kurze Zeit hier; ich reise sehr bald wieder heim.»

«Ach – Sie sind nicht lange hier gewesen?»

«Nein.»

«Wie kommt's, dass Sie so gut Deutsch sprechen?»

Es war das erste Mal, dass jemand mir das sagte, aber ich widersprach nicht.

«Ich habe es vor langer Zeit in Wien gelernt.»

«Wann?»

«So vor zwanzig Jahren.»

«Was haben Sie in Wien gemacht?»

«Ich habe dort studiert.»

«Was?»

Langsam wurde eine Art Kreuzverhör daraus.

«Das ist kein Geheimnis, aber ich verstehe nicht recht, was es mit meinen Scheinwerfern zu tun hat.»

Er war sehr verärgert.

«Sie müssen Ihre Scheinwerfer richten lassen.»

«Das werde ich nicht.»

«Aber Sie müssen!»

«Ich weiss. Aber ich werde es doch nicht tun.»

Er wusste nicht, was er mit dem Fall anfangen sollte. Eine lange Pause folgte, und dann fragte er:

«Was kann ich also machen?»

«Nichts», erwiderte ich.

«Sie meinen – überhaupt nichts?»

«Überhaupt nichts!» Ich nickte. «Es sei denn natürlich, dass Sie mich aufs Kommissariat führen wollen.»

«Das kann ich nicht tun.» Er schüttelte den Kopf. «Wir haben die Weisung, mit ausländischen Automobilisten besonders glimpflich zu verfahren.»

«Schön, dann verfahren Sie», meinte ich und verzog mein Gesicht zu meinem entwaffnendsten mitteleuropäischen Lächeln.

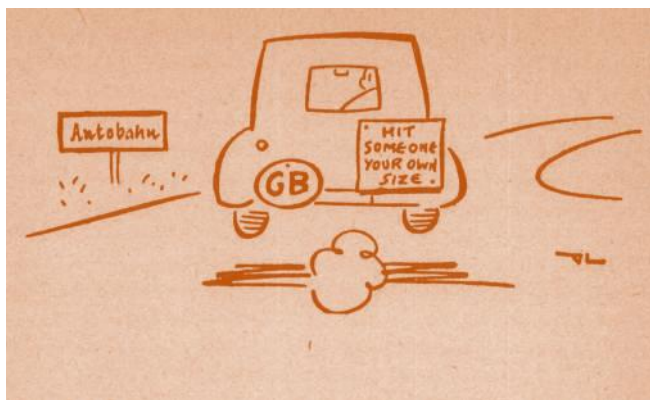
Er salutierte und liess mich passieren.

Diese Unterhaltung hatte mir einigen Spass gemacht. Der Schutzmann bewies eine Menge gesunden Menschenverstand, gemischt mit der gleichen Menge Naivität. Seine Bereitschaft, mich passieren zu lassen, rührte nicht bloss daher, dass er sich mit so einer Bagatelle nicht abgeben wollte; im Grunde liess er mich passieren, weil er sich an eine Instruktion erinnerte, die auf diese Lage zugeschnitten war. Es war seine Pflicht, ‚glimpflich zu verfahren‘, und das war ganz etwas anderes. Das Leben ist voll von Problemen, wenn man sie nur zu finden weiss.

Auch die überwältigende Ehrlichkeit des Besitzers einer Würstlerei in München gefiel mir sehr. Eine Würstlerei ist ein Ort, wo man Würste und Bier bekommen kann, sonst aber nichts. Nun sind die Deutschen, zumal die Süddeutschen, die grössten Wursterzeu-

ger der Welt, und ich wiederum bin der hervorragendste Wurstkenner, der je über diesen Planeten getrottet ist. Ich konnte nie an einem dieser Etablissements vorübergehen, ohne einzutreten, ein Paar Würstel zu essen und ein Glas Bier zu trinken – obgleich meine Figur einiges zu wünschen übrig lässt. Diese besondere Würstlerei bestand aus einem einzigen kleinen Raum mit ein paar Stühlen und ein paar Brettern längs der Wände, darauf man seinen Teller und sein Bierglas stellen konnte. Die Wände waren mit mehr oder minder dürftig bekleideten Schönheiten bedeckt, die die verschiedenen Biersorten anpriesen. Ich bewunderte die Schönheiten, als mein Blick auf eine kleine Anzeige fiel, die da lautete: ‚Toilette im Café Speizmann daneben, im Keller‘.

Das rührte mich tief. Es sei der Gipfelpunkt aller Ehrlichkeit, fand ich, den Blick der Kunden auf die Tatsache zu lenken, dass dieses Lokal keine Toilette besass. Noch ehrlicher aber war es, darauf hinzuweisen, dass selbst die nächste Toilette – im Café Speizmann – sich im Keller befand. Doch diese kleine Anzeige bedeutete noch mehr als das. Es war ein leuchtendes Beispiel von Zusammenwirken und Uneigennützigkeit. Warum sollte das Café Speizmann nicht auch etwas abbekommen?! Die gerechte Verteilung des Nutzens bei einem prosperierenden Konzern, meinte ich. Das ist es, was die Deutschen mit Recht unter dem Wort verstehen: ‚Leben und leben lassen!‘



Auf der Strasse

Man könnte ein nützliches Handbuch über Volkspsychologie schreiben, wenn man die Fahrer der verschiedenen Nationen beobachtet. Alles, was ein Mensch sagt, tut oder denkt, ist eine Spiegelung seines Wesens. Man beobachte, wie ein Mensch Klavier spielt, wie er Bridge spielt, wie er ein Auto lenkt, wie er in ein volles Zimmer tritt, und man hat – wenn man ihn zu finden weiss – einen Schlüssel zu seinem Charakter. Die Menschen haben die Handschrift zur Grundlage des Charakterstudiums gemacht, und das aus dem einzigen Grund, weil a) nicht jedermann Bridge oder Klavier spielt, b) die Handschrift bleibende Ergebnisse zeitigt, während man das vom Autolenken nicht immer sagen kann, und c) die Leute viel weniger verlegen sind, wenn sie schreiben, als wenn sie in ein volles Zimmer treten. Aber es lohnt sich dennoch, zu beobachten, wie die Menschen ein Auto lenken.

Ich bin in vielen Ländern gefahren. Leider kann man beim Chauffieren nicht lesen – ein schwerer Nachteil – und so muss ich mich am Lenkrad damit unterhalten, die Gewohnheiten der andern Autolenker zu beobachten.

Die Engländer hatten immer den Wunsch, rücksichtslos zu wirken, und sie täuschen sich, indem sie hartnäckig behaupten, ihre Fahrer seien schnell und rücksichtslos. Aber sie sind weder rücksichtslos noch schnell. Sie sind, nehmt alles nur in allem, gelassen,

höflich und rücksichtsvoll. Doch selbst in England kann man manche Überraschungen erleben. Menschen, denen es, solange sie zu Fuss gehen, nicht im Traum einfällt, einander wegzuschieben, sich unter Schlangestehenden vorzudrängen, einander in den Magen zu stossen, einander mit besonderer Genugtuung auf die Hühneraugen zu treten, tun just diese Dinge, wenn sie ein Auto lenken, und sind noch stolz darauf. Von manchen Leuten fällt, sobald sie am Steuer sitzen, der dünne Firnis von guten Manieren ab.

Die Franzosen sind die rücksichtslosesten und schnellsten Fahrer der Welt; gehören aber auch zu den besten. Übergänge in Frankreich einzuführen und zu glauben, dass die Fahrer davor stehen bleiben und warten werden, bis ein paar Fussgänger gemächlich die Strasse überquert haben, wäre geradezu der Scherz des Jahrhunderts. Der Wagen ist dazu da, um zu fahren und schnell zu fahren, und wenn der Fussgänger sich nicht selber um sich kümmern kann, nun, so muss er sich eben begraben lassen – im wahrsten Sinn des Wortes. Einmal hielt ich in Paris meinen Wagen an, um einen Radfahrer vorbeizulassen, und er war so verblüfft, dass er von seinem Rad fiel. Ein andermal machte ich eines jungen Paares wegen halt, und meine unschuldige Naivität erheiterte sie dermassen, dass sie inmitten der Champs Elysées knicksten und einen Tanz im Stil des achtzehnten Jahrhunderts tanzten.

Wenn man von den Fahrgewohnheiten der verschiedenen Völker spricht, darf man die Belgier nicht vergessen. Belgien ist das Land, wo man die eigenartigsten Autofahrer antrifft. Wahrscheinlich gibt es in Belgien ebenso viele gute Fahrer wie anderswo, aber es gibt weit mehr hoffnungslose Fälle. In Belgien braucht man keine Prüfung zu bestehen, um ein Auto lenken zu dürfen. Jedermann kann sich in einen Wagen setzen und auf eigenes Risiko davonfahren. Das ist so weit in der Ordnung, solange es nur das Risiko des Fahrers ist; aber ich bin weniger sicher, dass es in der Ordnung ist, wenn es sich um das Risiko des Fussgängers handelt. Wenn ein Mensch überfahren wird und zehn Rippen gebrochen sind, nun, dafür ist der Fahrer verantwortlich. Ich bin selber Anwalt und kann euch sagen, dass das vom Standpunkt des Gesetzes durchaus richtig ist. Ich bin aber weit weniger gewiss, dass es auch vom medizinischen Stand-

punkt betrachtet richtig ist – doch schliesslich bin ich kein Arzt.

Wenn man die Strassen in Deutschland beobachtet, überraschen einen zunächst zwei Dinge. Viele Deutsche fahren in mächtigen amerikanischen Wagen. Ferner sind ihre eigenen, in Deutschland erzeugten Wagen ausgezeichnet, prächtig gepolstert und schnell. Und das wird den Deutschen zum Vorwurf gemacht. Die Leute sind nun einmal gegen sie voreingenommen, und was die Deutschen auch tun, haben, sind, ist unrecht. Die Leute sagen nicht: ‚Die Deutschen haben hart gearbeitet, haben ihr Land und sich selber wieder in die Höhe gebracht, und darum können sie – oder doch einige von ihnen – jetzt in prächtigen Wagen herumfahren. Nein, man sagt: ‚Sieh doch nur diese anmassenden Deutschen an – kleinere Wagen würden es gar nicht tun!‘ Die ausgezeichnete Qualität der deutschen Wagen ist ein noch schwereres Verbrechen. Sie können mit unseren und den französischen Wagen auf dem Weltmarkt konkurrieren. Heute wollen wir, dass die Deutschen keine Waffen, sondern Autos produzieren; morgen sollen sie keine Autos, sondern Waffen produzieren! Und wir sagen: ‚Diese anmassenden Deutschen! Wenn sie nur ein wenig Anstand besässen, würden sie viel schlechtere Wagen her stellen und verkaufen!‘

Ihre Art zu fahren, ist nicht so bemerkenswert wie die der belgischen Fahrer. Die Deutschen sind am Lenkrad sehr zuverlässig. Natürlich müssen sie auf offener Strasse alle andern Wagen überholen, aber dieser Ehrgeiz ist charakteristischer für das Geschlecht der Autofahrer überhaupt als für die Deutschen. Ich habe nur immer das Gefühl gehabt, dass sie eine Freude an der Anonymität haben, die ein Wagen einem verleiht – wenn nicht gerade ein unvorhergesehener Zwischenfall einen zwingt, auszusteigen und sich zu erkennen zu geben. Der Deutsche ist höflich, wenn man ihm in Gesellschaft begegnet, und wenn man zu der Klasse gehört, zu der er höflich zu sein bereit ist. Aber in einem Wagen ist er anonym, und am Volant spürt er, dass er jetzt die Möglichkeit hat, seinem Groll über die erzwungene Höflichkeit und Dienstfertigkeit Luft zu machen. Ich erwähnte bereits, dass die Leute in Frankreich auf meine Höflichkeit in der unerwartetsten Art reagierten, als ich Halt mach-

te, um sie über die Strasse gehen zu lassen. Ja, ihr Verhalten war höchst unerwartet, aber sie wussten doch wenigstens, was ich meinte. In Deutschland verstand mich kein Mensch. Junge Mütter mit Kinderwagen würden nie über die Strasse gehn, so höflich man ihnen auch winken mag. Sie rührten sich nicht, sie sahen mich verlegen und ärgerlich an. Sie glaubten wahrscheinlich, entweder hätte ich eine Panne, oder ich wolle sie auf den Fussgängerstreifen hinauslocken, dann Gas geben und sie, sobald sie in meiner Falle waren, sämtlich – Mütter, Kinder, Wagen – inmitten der Strasse über den Haufen fahren.

Zwischen den Fahrern und den Fussgängern herrscht offene Feindschaft. Die Fahrer hupen und treten fest auf den Gashebel, die Fussgänger zerstreuen sich verängstigt. Kein Wunder, dass die Fussgänger, wann immer sie eine Gelegenheit dazu finden, geneigt sind, mit den Fahrern abzurechnen. Ein englischer Freund erzählte mir die folgende Geschichte: Er wollte mit seinem neunjährigen Sohn ausgehen. Aus diesem oder jenem Grund war der Junge sehr aufgeregt, lief aus dem Haus auf die Strasse und unter die Räder eines vorüberfahrenden Wagens. Er wurde zu Boden geworfen, aber nicht verletzt. Natürlich war es für Vater und Sohn ein schwerer Schock. Immerhin musste der Vater, trotz seiner Erregung, zugeben, dass einzig und allein sein Sohn die Schuld an dem Zwischenfall trug. Zwei Minuten später aber war er von Dutzenden von Fussgängern umringt, die alle, wahrscheinlich in bestem Glauben, bereit waren, falsches Zeugnis abzulegen und den Zwischenfall auf alle mögliche Art zu schildern, nur nicht so, wie er sich wirklich abgespielt hatte. Sie waren anscheinend entschlossen, den Autofahrer um jeden Preis in den Kerker zu bringen. Ein Polizist tauchte auf, und mein Freund blieb dabei, dass das Kind allein die Schuld trug. Aber die Leute waren erbost und gereizt. Mein Freund war in ihren Augen nicht bloss ein verrückter Engländer, nicht nur ein schlechter Vater, sondern auch ein Verräter. Ein Verräter an der Sache der Fussgänger. Sie wussten nicht, dass er in Wahrheit ein Spion war. Ein geheimer Autofahrer, er selber, aber zeitweilig in Kostüm und Maske eines Fussgängers.

Ein Auto in der Hand eines Engländers ist ein schnelles – oder

doch leidlich schnelles – Verkehrsmittel, das er manchmal rücksichtslos benützt. Dem Deutschen bedeutet es in vielen Fällen eine Macht. Einmal sah ich einen alten kleinen Austin Seven über eine Strasse in England rollen, und hinten trug er die Aufschrift: ‚Fahrt, bitte, in einen Wagen Eurer Grösse hinein!‘ Diese Bitte wurde offenbar geachtet. Ein rücksichtsloser englischer Autofahrer hat keine Angst vor einem Unfall oder davor, sich den Hals zu brechen; in einen kleinen Austin Seven aber hineinzufahren, wäre ein armseliges Vergnügen. In Deutschland unterhielt ich mich einmal bei einer Tankstelle mit dem Chauffeur eines mächtigen Lastwagens, der noch zwei Anhänger hinter sich herschleppte. Mit höflich gedrechselten Worten erkundigte ich mich bei ihm, warum er und seine Kameraden so rücksichtslos fahren. Die Deutschen seien doch ein diszipliniertes Volk, das die Gesetze achte, sagte ich; hätten sie denn gar keine Angst vor Strafen und vor dem Gefängnis? «Soll der andere achtgeben», erwiderte er. Und dann fügte er nach kurzer Pause mit breitem Grinsen hinzu: «Wir Camionchauffeure können einen Prozess verlieren; aber beim Zusammenstoss gewinnen wir immer!»

DRITTER TEIL

ES RIECHT NACH FREMDEN



Rassenhass

Es genügt, einige Tage in Deutschland zu verbringen, um festzustellen, dass fast jeder etwas anderes ist, als er gewesen war. Der Universitätsprofessor hat sich zum Kaufmann entzückt, der aktive Offizier ist eben aus Addis Abeba zurückgekommen, wo er landwirtschaftlicher Berater des Kaisers ist. Der einstige Lehrer räumt die Trümmer fort, und der einstige Bankier ist Geologe. Diese Berufs Wandlungen sind die Folge einer Massenbewegung des Volkes. Durch den Krieg ist Deutschland von Flüchtlingen überfüllt, und das ist die Ursache zahlloser individueller Tragödien wie auch wirtschaftlicher Schwierigkeiten.

Grosse Menschenmengen sind aus den von Russen und Polen besetzten Provinzen vertrieben worden; Hunderttausende sind, bevor und nachdem die Russen eingezogen waren, aus dem Osten geflohen; weitere Hunderttausende wurden aus den Ländern Mitteleuropas und des Balkans verjagt, wo sich viele von ihnen allerdings, als Hitlers Macht auf der Höhe stand, niederträchtig benommen hatten und nun für ihre Verbrechen bezahlen mussten. Doch nicht nur die Schuldigen wurden bestraft – die Unschuldigen, die Treuen, die Redlichen mussten auch leiden. Der erste Mann, den ich in Deutschland kennen lernte – ein Herr von etwa sechzig Jahren, der aussah wie ein Jäger und den ich nach dem Grenzübertritt in Lindau ein Stück im Auto mitnahm – hatte sein ganzes Leben lang in Marburg im Staate Jugoslawien gelebt. Jetzt wohnte er in Baden und

war nur zu Besuch in Bayern, aber seine Familie war ursprünglich aus Hamburg gekommen. Man kann irgendwen auf einer Münchner Strasse anhalten und nach dem Weg fragen, und sehr wahrscheinlich wird einem in schlesischem, ostpreussischem oder Berliner Dialekt geantwortet werden. Das alles ist die Quelle für sehr viel Rassenhass oder doch zum mindesten für eine gewisse Unrast. Die Flüchtlinge sehen einander als Opfer des Krieges an, und das sind sie ja auch wirklich. Sie grollen jenen, die glücklicher waren als sie und in ihrer Heimat bleiben konnten. Die Pflicht dieser Glücklicheren ist es nun – so denken und sprechen die Flüchtlinge – ihnen zu helfen. «Wir müssen zuerst Deutsche sein und erst dann Bayern, Hessen, Rheinländer!» Das ist ihre Losung. Keiner wagt, solch patriotischen Schlagwörtern in der Öffentlichkeit zu widersprechen; doch fast alle Ortsansässigen sind im Herzen gegen die Flüchtlinge eingenommen, und so schwelt auf beiden Seiten grosse Erbitterung. Die Flüchtlinge haben sich als politische Partei organisiert, die kein konstruktives Programm hat – genau wie so viele andere politische Parteien überall auf der Welt – aber hinter der Maske erhabener, wohlklingender Schlagworte darauf abzielt, den begreiflichen Groll, die verständliche Erbitterung jener, die von Heim und Familie vertrieben wurden, auszubeuten. Auf amerikanisch würde man sagen, dass sie sich zusammengetan haben, um einen Druck auszuüben, und das kommt der Wahrheit ja auch viel näher als der Ausdruck ‚Politische Parte?‘, oder wie sie sich nennen wollen. Die ortsansässige Bevölkerung hält den Mund, diskutiert nicht darüber, ob man zuerst Deutscher und dann erst Rheinländer oder Bayer ist, und verteidigt sich, so gut sie kann. «Keinen Unterschied!» erklären die Flüchtlinge, und damit ist scheinbar jeder einverstanden. Aber an der Frankfurter Universität zahlen die Hessen keine Studiengelder, während die andern sie zahlen müssen. Jeder sagt: «Alle Deutschen sind Brüder!» Aber verschiedene bayrische Autovertreter mussten tüchtige, ehrliche Agenten entlassen, weil diese Leute die Autos in schlesischem Dialekt verkaufen wollten und die Kunden sich weigerten, von ihnen zu kaufen.

Einigen Flüchtlingen war es gelungen, sich Stellen zu verschaffen – viele bei den Behörden, als Polizisten, Briefträger, Be-

amte. Andere leben von öffentlicher Unterstützung, die ihnen allen zuteil wird – abgesehen von den neuen Flüchtlingen aus dem Osten, die nicht als politische Flüchtlinge anerkannt werden; eine grosse Anzahl haust in Lagern oder früheren Luftschutzkellern. Die Lebensbedingungen in derartigen Wohnstätten schreien zum Himmel. Und diese Lage gemahnt die Menschen an ihre eigene Schuld – an die Schuld im Zusammenhang mit den Flüchtlingen und manche andere Schuld aus der Vergangenheit, die man mit aller Gewalt zu vergessen bemüht ist. Und das ist natürlich das unverzeihliche Verbrechen der Flüchtlinge. Man kann den Menschen beinahe alles verzeihen, nur nicht die eigene Schuld.

Der Unterschied zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen – den Menschen aus Baden, Bayern, Preussen, Hamburg, Sachsen, Hessen, Westfalen, dem Rheinland, Württemberg, Ostpreussen – soll beträchtlich sein. Die Preussen sind slawischer Abstammung die anderen sind Germanen. Geschichte und Umwelt sind andersgeartet, und auch die Traditionen weichen in grossem Ausmass voneinander ab. Ich kenne die verschiedenen deutschen Stämme nicht gut genug, um sie zu charakterisieren, und es dürfte wohl auch überflüssig sein, die wohlbekannten Gemeinplätze über den preussischen Militarismus, die schwäbische Arbeitslust, die bayrische Schwerfälligkeit und andere Klischees zu wiederholen. Nur drei Bemerkungen möchte ich mir in diesem Zusammenhang erlauben:

1. Wahrscheinlich ist es eine günstige Wendung der Geschehnisse, dass der deutsche Rassenhass sich gegen andere Deutsche wendet. Diese Feindseligkeit ist am Ende nicht sehr gefährlich, und sollte sie irgendeinmal gefährlich werden, so lässt sie sich durch Vernunft und Gesetzgebung eindämmen. Aber die Deutschen müssen anscheinend ein gewisses Quantum an Rassenhass abladen, so wie ein Wagen giftige Gase abladen muss. Viel besser, wenn sie sich dieser Gase auf dem heimischen Markt entledigen. Ich bin überzeugt, dass es den Schweizern grösstenteils darum gelungen ist, sich wie zivilisierte Menschen zu benehmen und seit so langer Zeit mit der übrigen Welt in Frieden zu leben, weil sie den Mut haben, einander nicht leiden zu können.

2. Die Deutschen stehen im Ruf, Antisemiten zu sein. Ich weiss, dass das, sieben Jahre nach Hitler, eher zu schwach ausgedrückt ist. Was ich meine – um ein wenig klarer zu sprechen – ist, dass die von Herzen kommende Reaktion auf den Antisemitismus der Nazi einem tiefen, uralten, innern Bedürfnis entsprach. Die Deutschen sind ganz gewiss Antisemiten, wie es auch die Ukrainer, die Russen, die Rumänen, die Ungarn, die Litauer und die Amerikaner sind, um nur einige Völker von einer beinahe endlosen Liste anzuführen. Gegen die Juden, gegen die Armenier, gegen die Neger, gegen die Iren, gegen die Amerikaner zu sein, ist eine niederträchtige, feige Selbstgerechtigkeit gegenüber Fremden oder Minderheiten, die anders sind als wir. Kleine Jungen in der Schule sind neuen Jungen gegenüber feindselig gestimmt, Ortsansässige wenden sich gegen ‚Zugereiste‘, auch wenn es ihre Verwandten sind, und ‚Arier‘ wenden sich gegen Juden, weil die Juden anscheinend nun einmal das ideale Objekt für den Antisemitismus sind. Sie sind das auserwählte Volk – mit grossem Scharfsinn für diese Rolle auserwählt. Doch abgesehen von den bekannten Faktoren, haben die Deutschen noch einen guten psychologischen Grund dafür, die Juden nicht leiden zu können, genau wie die Juden den selben Grund für ihre Feindseligkeit gegenüber den Deutschen haben. Selbst wenn wir die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit beiseite lassen, so gleichen die Deutschen und die Juden einander in allzu vielen Beziehungen. Den Deutschen und den Juden wurde – für Zeiträume, die sehr voneinander abwichen – die Erfüllung ihrer nationalen Bestrebungen versagt; sie waren beide gleichzeitig junge und alte Völker – der neue jüdische Staat ist nur wenig älter als der neue deutsche Staat; sie waren beide Minderheiten – die einen in Europa, die andern in zahlreichen Ländern; beiden war der angemessene Platz an der Sonne verweigert worden, und beide fühlten dauernd das Bedürfnis, sich vor sich selber zu rechtfertigen. Diese Gewohnheit des An-die-Brust-schlagens entwickelte in beiden grenzenlose Ambitionen und die Vorstellung des ‚Ich bin genau so gut wie mein Nachbar‘ mit all den natürlichen und häufig entmutigenden Nebenprodukten eines ständig vereitelten Bestrebens. Sie beide wittern hinter jeder Kritik bösen Willen und Verruchtheit; sie schreien ‚An

tisemitismus' und ,Vansittartismus', was man auch von ihnen sagen mag, denn sie haben nur zu oft recht gute Gründe für ihren Argwohn. Sie haben beide gelernt, je nach dem Zeitpunkt, unterwürfig und martialisch, sentimental und grausam zu sein. Sie sind, beide, daran gewöhnt, Kränkungen herunterzuschlucken, und dann, wenn sich die Gelegenheit bietet, mit der Hemmungslosigkeit eines Vulkans auszubrechen. Sie haben, beide, Grund zu mancher gerechtfertigten Klage, und so können sie sich heute keine Gelegenheit entgehen lassen, auf törichte, kleinliche Beschwerden hinzuweisen. Ihnen beiden ist es ein Bedürfnis, ihren Groll zu hegen und zu pflegen. Sie beide klammern sich mit aller Kraft an den tiefen Glauben daran, dass sie selber gut, die andern aber böse sind. Beide haben die gleichen Laster und eindrucksvollen Tugenden entwickelt, und da sie einander so ähnlich sind, vermögen sie sich nicht gegenseitig zu ergänzen. Das ist, meiner Ansicht nach, der Grund, weshalb die Deutschen und die Juden noch weniger gut miteinander auskommen konnten als die Juden und viele andere Völker.

3. Wahrscheinlich stimmt es, dass die Preussen rau und rücksichtslos sind. Und der preussische Militarismus – ein gerechtfertigter Vorwurf – spielt dabei die entscheidende Rolle. Aber mir ist ihre Rauheit gar nicht so unsympathisch. Rauheit und Rücksichtslosigkeit mögen verschiedenen psychologischen Faktoren entspringen, einer davon ist aber gewiss ein Zug von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Die Preussen habe ich immer ehrlich und aufrichtig befunden. Vielleicht eher allzu aufrichtig. Schliesslich mögen Heuchelei und Schmeichelei ihre Vorzüge haben, und Höflichkeit lässt sich mit geschickten Argumenten verteidigen; aber auch die Aufrichtigkeit hat gewisse natürliche Vorzüge. Und jeder, der Berlin kennt, wird mir darin rechtgeben, dass die preussischen Juden sich nicht von den preussischen Christen unterscheiden. Gütigere Menschen sehen darin einen Beweis für die völlige Albernheit von Rassen-theorien. Weniger gütige Menschen werden einfach bemerken, dass preussische Juden den Charme des Preussen mit der Bescheidenheit des Juden vereinen.



Schöpferische Fussbekleidung

Welchen Eindruck haben die sieben Jahre englisch-französisch-amerikanischer Besetzung im deutschen Wesen hinterlassen? Viel weniger, als ich angenommen hatte, bevor ich nach Deutschland fuhr. Die Deutschen sind ein wohlherzogenes Volk, und sie lassen sich nicht leicht beeindrucken. Zudem hatten sie nur wenig Kontakt mit den Besetzungstruppen. Solche Kontakte gab es auf drei Stufen: zuerst zwischen den alliierten und den deutschen Beamten, zweitens zwischen den alliierten Soldaten und den deutschen Mädchen und drittens in den verschiedenen kulturellen Organisationen und Leseräumen. Offizielle Kontakte führten wohl manchmal zu privatem gesellschaftlichem Verkehr, aber selten – wenn überhaupt – dazu, dass sich eine freundschaftliche Beziehung entwickelte. Das Gleiche kann auch von den kulturellen Kontakten gesagt werden; in der Regel haben die Besuche von Vorträgen und Leseräumen keinerlei gesellschaftlichen Folgen gezeitigt. Die Beziehungen zwischen Mädchen und Burschen sind ein anderes Kapitel, aber wenn es auch interessant sein mag, so ist es doch keineswegs bedeutungsvoll. Einige alliierte Soldaten haben deutsche Mädchen geheiratet und sind mit ihnen glücklich geworden. Andere Eheschliessungen haben einen andern Verlauf genommen und sich als Fehlschlag erwiesen, teils weil es Mischehen, teils weil es nun einmal Ehen waren. Auch gab es zahlreiche Liebesgeschichten, darein beide Teile mit ehrlichen Gefühlen verstrickt waren. Doch die meisten dieser Beziehungen waren vorübergehender Art. Die Burschen hatten ein Bedürfnis nach Mädchen, die Mädchen hatten ein Be-

dürfnis nach Gesellschaft, nach ein wenig Freude und dann und wann vielleicht auch nach ein wenig Geld. Einige amerikanische Soldaten und Flieger erklärten mir ihre Haltung den Mädchen gegenüber folgendermassen: «Wir haben so viele Mädchen, wie wir nur wollen», sagten sie, «und mehr. Wir brauchen nur zu pfeifen, und sie kommen zu Dutzenden. Wir gehen mit ihnen aus, wir amüsieren uns mit ihnen; wenn sie aber das Wort ‚Heirat‘ fallen lassen, dann kriegen sie einen Tritt!» Nicht gerade eine sympathische Haltung! Noch wurde sie mit besonderem Feingefühl dargelegt. Aber zum mindesten fehlte es nicht an Deutlichkeit.

Ich habe nie englische Soldaten oder deutsche Mädchen mit solcher Unbefangenheit über dieses Thema sprechen gehört. Doch die Haltung dieser Mädchen – sehen wir einmal von den Fällen echter Neigung ab – ist nicht schwer zu begreifen. Viele von ihnen wollten heiraten und aus Deutschland hinauskommen. Als sich die Lebensbedingungen besserten, verlor der zweite Wunsch einigermaßen an Kraft, und die Mädchen waren nur nach dem Geld der Soldaten aus – das ihnen im Austausch gegen gewisse soziale Gegenleistungen mit leichter Hand gegeben wurde. Diese Art Beziehungen hatte nur geringen kulturellen Einfluss. Manche deutsche Mädchen lernten Englisch mit mittel-westlichem oder schottischem Akzent; ich habe einige deutsche Cockney-Mädchen kennen gelernt, und andere, die schwarze Kinder hatten. Doch sehr wenige alliierte Soldaten haben auch nur von Weitem eine Beziehung zu deutschem Familienleben gehabt, denn es war ja nicht die Wärme des häuslichen Herdes, wonach sie aus waren. Mochten diese Freundschaften auch häufig gewesen sein, so spielten sie doch, im Verhältnis zur Gesamtzahl, keine erhebliche Rolle. Viele alliierte Soldaten hatten keine deutschen Freundinnen, viele deutsche Mädchen – die Mehrzahl – hatte nichts mit den alliierten Soldaten zu tun. In Wirklichkeit hat die grosse Mehrheit der deutschen Bevölkerung gar keine Beziehung zu den Alliierten, und Millionen Deutsche kennen überhaupt keine Engländer, Franzosen und Amerikaner.

Die Deutschen mögen die Besetzungstruppen nicht, noch lieben sie ihre neuen Verbündeten. Es ist in der Regel so, dass die Völker keine Vorliebe für Besetzungsmächte hegen – den Engländern ist

diese Erfahrung glücklicherweise erspart geblieben. Auch für ihre Verbündeten hegen die Völker zumeist keine liebevollen Gefühle, und auf diesem Gebiet sind die Engländer besser unterrichtet. Ferner sind sie auch gegen die besetzenden Mächte aus dem einfachen Grund eingenommen, weil diese Mächte die Regierung sind und man immer gegen die Regierung murrte. Man kann den Deutschen keinen Vorwurf daraus machen, dass sie den Alliierten nicht gerade ihre zärtlichsten Empfindungen widmen. Immerhin sind diese Empfindungen gegenüber den drei Mächten nicht gleicher Art.

Als ich nach Bayern kam, stellte ich einige recht seltsame Erscheinungen fest. Die Amerikaner rollen in mächtigen Autos umher, und diese mächtigen Autos waren offenbar zum Symbol der Macht geworden. Infolgedessen kauften alle Deutschen, die es sich leisten konnten, möglichst grosse Wagen. Die Strasse zwischen der Grenze und München wimmelt von den Jeeps der amerikanischen Militärpolizei, und diese Jeeps benützen in den Ortschaften und ausserhalb eine betäubende Sirene, die den Leuten deutlich beibringen soll: ‚Aus dem Weg! Der Eroberer kommt!‘ Als die Zeit anbrach, da man die Deutschen umwarb, waren diese Sirenen durchaus fehl am Ort -r oder vielmehr sie stimmten nicht zu der offiziellen Tonart. Doch die Amerikaner wollten von diesem hochgeschätzten Vorrecht nicht ablassen. Lieber gestatteten sie der deutschen Polizei, die gleichen Sirenen zu benützen; dadurch wurde der Lärm gesteigert, aber die nationalistischen Gefühle der deutschen Bevölkerung waren beschwichtigt. Es gibt eine Anzahl Taxis – grosse, eindrucksvolle Wagen – ausschliesslich Passagieren vorbehalten, die in Dollars zahlen können. Weder reiche Deutsche noch arme Engländer oder Franzosen dürfen sie benützen. Es gibt funkelnagelneue Siedlungen – allzu sehr nach Stromlinien und Verchromung riechende ‚goldene Ghettos‘ – mit jedem vorstellbarem Komfort unseres Zeitalters von den Amerikanern gebaut, aber auch nur für die Amerikaner bestimmt. Deutsche dürfen diese Siedlungen nur in der Gestalt von Dienstboten betreten. Die Deutschen wissen, dass das alles eines Tages ihnen gehören wird. Früher oder später müssen die Amerikaner abziehen, und sie können ihre Häuser nicht mit sich nehmen; derzeit aber werden diese Gebäude nicht als Hilfe beim

Wiederaufbau Deutschlands angesehen, sondern als ärgerliche Schau­stellung ameri­kanischer Vorrechte. Solch ein goldenes Ghetto gibt es in Godesberg bei Bonn; im gleichen Bezirk wohnen die Engländer im früheren Ausbildungslager des Afrika-Korps und finden diese ruhmreichen vorfabrizierten Behausungen mehr als zufrieden­stellend. Auch gibt es eine Anzahl Geschäfte ausschliesslich für die Besetzungstruppen und ameri­kanische Angestellte, wo man Waren – nicht nur Getränke und Zigaretten, sondern unge­fähr sämtliche Artikel – zu sehr niedrigen Preisen kaufen kann. Um in diese P. X.-Läden zu gehen (P. X. bedeutet *Post Exchange*) bedarf es eines Passes, und an der Zentralstelle von P. X. in München steht zu lesen: Es ist verboten, sich vor diesen Gebäuden aufzuhalten! Und so halten die Leute sich eben einige Meter entfernt auf. Oft kann man sehen, wie ameri­kanische Soldaten aus den Läden kommen und den draussen Wartenden Zigaretten und Getränke verkaufen. Diese Geschäfte werden nicht einmal geheim gehalten – sie vollziehen sich in aller Öffentlichkeit auf der Strasse. Alle Getränke, alle Sorten ameri­kanischer Zigaretten sind in Deutschland erhältlich; diese Waren aber sind auf dem schwarzen Markt billiger als in den Geschäften, weil der schwarze Markt keinen Zoll zahlen muss. Mit solchem Handel wurde allerdings wenig für die Hebung des ameri­kanischen Ansehens in Deutschland getan. Auch wird den Amerikanern vorgeworfen, sie seien allzu geschäftstüchtig; man sagt ihnen nach, sie hätten mit Dollars gehandelt und sie täten es noch. Sie verkauften alles, was nur einen Käufer finden könne, ameri­kanische Uhren und Feuerwaffen inbegriffen. Diese Behauptungen sind weit verbreitet. Ich weiss nicht, welches Mass an Wahrheit ihnen zukommt – einmal versuchte ich einen Tank zu kaufen, aber das schlug fehl. Alles, was ich sah, war der Strassenhandel in München... Doch ob nun diese Behauptungen auf Wahrheit beruhen oder das Ergebnis einer geschickten Flüsterpropaganda sind, sie erweisen sich jedenfalls als sehr wirksam, um das Ansehen der Amerikaner herabzusetzen. Viele ameri­kanische Offiziere haben Deutschland verlassen, um nach der Demobilisation zurückzukehren und blühende kleine Import- und Exportfirmen zu gründen. Daran ist weiter nichts Unrechtes, nichts, woge-

gen man einen Einwand erheben könnte; aber der Oberst, der in das besiegte Land zurückkehrt, um Nylonbüstenhalter oder Roheisen zu verkaufen, fügt sich nicht in die deutsche Auffassung vom Helden.

Und doch sind die Amerikaner beliebter als die Engländer. Die Amerikaner sind keine Europäer; nicht dass die Engländer es wären, aber sie könnten es sein, wenn sie sich grosse Mühe geben würden. Die Amerikaner haben eine Menge Geld nach Deutschland einströmen lassen, und wenn ihre Grosszügigkeit auch nicht viel Dank geerntet hat, so wurde die Tatsache selbst ihnen durchaus nicht verübelt. Die Amerikaner haben eine primitive Vorstellung von der deutschen Verderbtheit, eine Vorstellung, die ihnen die Deutschen auch nicht weiter verdenken, weil es eine so vollkommen falsche Vorstellung ist, die ungefähr dem Niveau des Bösen in den komischen Bildstreifen entspricht. Dann haben die Amerikaner sich wirklich wie Eroberer benommen – Eroberer, die vielleicht nicht ganz ohne Interesse am Handel sind, dennoch aber Eroberer bleiben. Damit haben die Deutschen sich bereitwillig abgefunden; sie hegen grosse Bewunderung für die industrielle Leistungsfähigkeit der Amerikaner, für den amerikanischen Reichtum, für das amerikanische Organisationstalent. All das hat den Amerikanern den Sieg verschafft, und sie haben sich benommen, wie es Siegern zusteht. Woraufhin der Abwehrmechanismus der deutschen Psychologie zu wirken begann; sie haben die selbstgefällige europäische Verachtung für den ‚primitiven Amerikaner‘ – amerikanische Leistungen auf den Gebieten der Literatur und der Wissenschaft werden gern vergessen – und für die ‚junge Nation‘ – das geeinte Deutschland war noch um Einiges jünger als die Vereinigten Staaten – und es gelang den Deutschen, sich einzureden, sie seien in Wirklichkeit besser als die Amerikaner. So haben sie sich die Amerikaner mit einem Achselzucken gefallen lassen – und die Dollarflut hatte dieses Sich-gefallen-lassen wesentlich erleichtert.

Dagegen ist es den Deutschen nicht gelungen, sich einzureden, sie seien besser als die Engländer, obgleich sie sich alle Mühe gegeben haben. Die Deutschen sind Helden, die Engländer Händler. Wie ist es möglich, dass die Händler in zwei Weltkriegen die Helden besiegt haben? Das ist allerdings schwer zu erklären, schwer

zu glauben. Die Theorie vom ‚Dolchstoss in den Rücken‘ hat einmal gute Dienste geleistet; wer aber hat ihnen beim zweiten Mal den Dolch in den Rücken gestossen? Sozialisten und Kommunisten waren zerstoßen, die Juden in Auschwitz hingemordet worden. Überdies – wer sich einmal den Dolch in den Rücken stossen lässt, ist ein Opfer, wem es zum zweiten Mal passiert, ein Dummkopf. Den Engländern gegenüber können die Deutschen nicht aufrichtig an ihre eigene Überlegenheit glauben, und das bewirkt, dass die Engländer nicht beliebt sind. Ausserdem benehmen die Engländer sich nicht als Sieger; sie benehmen sich wie Kolonisatoren. Sie haben grosse Erfahrungen im Regieren besetzter Länder, aber sie haben diese Erfahrungen in den Kolonien gesammelt. Die Engländer nehmen den Deutschen nicht die Verbrechen der Nazi übel, sondern dass sie Fremde sind und komische Gewohnheiten haben. Die Engländer sind bereit, das Vergangene vergangen sein zu lassen und den Deutschen abermals eine Chance zu geben; wie aber sollen sie das Zusammenschlagen der Hacken vergessen und die lächerliche Haartracht der Deutschen? Das alles spüren die Deutschen, und das nehmen sie sehr übel. Man kann Hass ertragen, man kann aber nicht die Haltung kühler Überlegenheit ertragen. Man kann verzeihen, dass man mit Füßen getreten wird, nicht verzeihen aber kann man das begönnernde Lächeln. Man kann sich mit der Behandlung abfinden, die dem besiegten Gegner zuteil wird, nicht abfinden kann man sich damit, wie ein unbedeutender zentralafrikanischer Stamm behandelt zu werden, der sich auf halbem Weg zur Selbstverwaltung befindet.

Überraschend genug sind die Franzosen die beliebtesten von der ganzen Schar, obgleich sie doch scheinbar gegen alle möglichen Vorurteile zu kämpfen hatten; zunächst einmal sind sie der Erbfeind, und zweitens waren sie unter den besetzenden Mächten die ärmsten und konnten den Deutschen nicht viel Hilfe angedeihen lassen, als Deutschland diese Hilfe am dringendsten benötigte. Drittens gibt es zwischen Frankreich und Deutschland noch eine Anzahl ungelöster politischer Probleme wie etwa die Saarfrage. Viertens brachten die französischen Offiziere und Beamten ihre grossen Familien – Frauen, Kinder, Eltern, Schwiegereltern, Onkel, Tanten, Neffen, Nichten und Schwäger – nach Deutschland, und

diese Invasion von Zivilisten war Anlass zu grösserer Missstimmung als die militärische Besetzung selbst. Doch trotz all dem sind die Franzosen die beliebtesten oder die wenigst verhassten. Manche der Vorurteile gegen die Franzosen entsprachen keiner Realität. Mochte zwischen Franzosen und Deutschen keine grosse Liebe herrschen, so behandelten die Franzosen doch die Deutschen als Gleichgestellte. Die Franzosen haben nur selten ganze Wohnhäuser requiriert, sie begnügten sich mit Wohnungen. Das Ergebnis war, dass eine französische Familie einen Teil des Hauses bewohnte und eine deutsche Familie den andern. Sie wurden nicht gerade Busenfreunde, aber sie lebten doch Wand an Wand und empfanden gegeneinander nur die normale, menschliche, nachbarliche Abneigung. Diese Nuance von brüderlichem Hass nahm dem Hass seinen politisch-nationalistischen Beigeschmack. Da die Franzosen selber arm waren, machte sich der Unterschied zwischen der französischen und deutschen Lebenshaltung selbst in den schlimmsten Zeiten nicht gar so peinlich geltend. Und schliesslich sind ja die Franzosen die einzigen Europäer unter den Alliierten. Sie haben sehr viel mit den Deutschen gemeinsam. Sie sind durch unlösbare Bande mit ihnen verbunden. Jahrhundertlang miteinander Krieg geführt, einander gehasst zu haben, kommt beinahe einer schlechten, aber dauerhaften Ehe gleich. Wenn manche Ehepaare ihre diamantene Hochzeit erleben, so mögen Mann und Frau einander mehr hassen als irgendeinen andern lebenden oder toten Menschen auf der Erde oder unter der Erde; aber sie kennen einander auch besser. Sie haben miteinander mehr gemeinsam als mit der übrigen Menschheit. Und eine diamantene Hochzeit ist und bleibt eben eine diamantene Hochzeit. Vertrautheit mag Verachtung ausbrüten, aber Verachtung brütet auch Vertrautheit aus.

Einzig und allein die Franzosen kennen und verstehen die Deutschen. Hat jemand einen unruhigen oder gar gewalttätigen Nachbarn, so lernt er dessen Wesen und Gewohnheiten kennen und kann sich seinem Einfluss entziehen. Der Mann mag ein Ärgernis für die Polizei sein, deren Aufgabe es ist, die Ordnung aufrechtzuerhalten, er mag ein ausgesprochenes Ärgernis für die andern Bewohner des

Viertels sein, die vielleicht den Eindruck haben, dass auch ihre Häuser bedroht sind; aber schliesslich ist es der Nachbar, dessen Zaun mehrmals niedergerissen, dessen Fenster eingeschlagen, dessen Garage in Brand gesetzt worden war; er ist es, den das Tun und Lassen des unruhigen Bürgers mehr angeht als irgendeinen Polizisten oder einen besorgten Zuschauer. Er ist es, der den andern mit dem regsten Argwohn beobachtet; er ist es, der dagegen ist, dass man dem andern die Erlaubnis erteilt, Feuerwaffen zu tragen; er ist es, der ihn am genauesten kennt. Aber er ist es auch, der zuerst Zeichen einer Besserung bemerkt und bereit ist, jede günstige Wandlung mit aufrichtiger Freude willkommen zu heissen.

Die vierte Besatzungsmacht ist jenseits des Zauns. Viele westdeutschen Kaufleute, Fabrikanten und grosse Konzerne würden gern mit den Russen Handel treiben. Mit andern Worten – die selben Klassen, die von den Russen am meisten zu befürchten haben, sind bereit, die Russen zu stärken. Das ist in der Geschichte der Menschheit nichts Einmaliges. Englische Kapitalisten trieben mit den Nazis Handel, und amerikanische Kapitalisten mit den Japanern. Wir wollen aber sogar den Kapitalisten gegenüber gerecht sein und daran denken, dass a) nicht alle von ihnen mit dem möglichen Feind Handel getrieben haben, und dass sie b) die einzigen Leute waren, die mit ihnen Handel treiben konnten. Bergarbeiter und Angestellte in einer Anwaltskanzlei hatten wahrscheinlich keinerlei Verlangen danach, feindlichen Käufern Stahl oder Öl zu verkaufen; auch war die Versuchung für sie verschwindend gering. Händler wollen eben Handel treiben – das ist ihre grundlegende Schwäche. Kapitalisten sind keine so uneigennütigen, edlen, ritterlichen, erhabenen Geister wie wir – die übrige Menschheit – es ohne Ausnahme sind. Die Amerikaner sind sehr mit Recht gegen den westdeutsch-russischen Handel. Jede Firma, die mit den Russen, den Ostdeutschen und andern Satelliten Handel treibt, wird auf eine schwarze Liste gesetzt, und man versagt ihr wichtige Rohstoffe und amerikanische und englische Aufträge. So kann Handel und Industrie in Westdeutschland nicht unmittelbar an Kunden im Osten verkaufen. Das bedeutet natürlich nicht, dass die Russen nicht alles haben können, was sie wollen; es bedeutet nur, dass sie

es von alliierten und neutralen Lieferanten kaufen müssen. Eine vernünftige Einrichtung, bei der jedermann sich wohl befindet: die westlichen Verbündeten, die Neutralen und die Russen. Und da die Westdeutschen imstande sind, diese westlichen Lieferanten Russlands zu beliefern, so sind auch sie nicht ganz unglücklich.

Die Besetzung hat natürlich verschiedene weniger wichtige Wirkungen auf die deutschen Lebensformen ausgeübt. In der französischen Zone kann man kleine Restaurants erblicken, die ‚*Chez Raimund*‘, ‚*Chez Kurt*‘ und ‚*Chez Wolfgang*‘ heißen. In der amerikanischen Zone müssen die Deutschen den Reizen von Coca-Cola und der farbenfreudigen amerikanischen Magazine erliegen. In der englischen Zone sah ich einen englischen Soldaten zwei Stunden lang mit einem deutschen Mädchen in einem Café sitzen, ohne dass er oder sie auch nur eine Silbe von sich gegeben hätte.

Die wichtigste Veränderung ist, dass die angelsächsische Vorliebe für Handel und Industrie – die mächtigen, zentralisierten Riesenorganisationen – Boden gewinnt und langsam aber sicher das berühmte deutsche Handwerk abwürgt. Dass das laufende Band die Initiative des Einzelnen ersetzt, ist an sich eine beklagenswerte Erscheinung; aber es bedeutet auch, dass der Reiche wohl nicht mehr imstande sein wird, die handwerklichen Meisterstücke zu kaufen, dagegen weit mehr Menschen bessere und billigere Waren erhalten, als sie bisher bezahlen konnten. Leonardo da Vinci am laufenden Band ist eine entmutigende Vorstellung, aber ich habe das Gefühl, dass die Leonardos auch in einer Welt der Massenfabrikation und Standardisierung Künstler sein werden.

Es gibt überall in der Westzone die verschiedenen Kulturzentren. Die Engländer haben eines in der amerikanischen Zone – ein hervorragendes in Frankfurt – die Amerikaner haben sieben in der englischen Zone, aber alle Besetzungsmächte haben zahlreiche in ihren eigenen Zonen. All diese Zentren sind sehr gut geleitet. In den englischen Zentren kann man kaum amerikanische Publikationen sehen, aber die Amerikaner halten englische Zeitungen und Zeitschriften. Wenn man von amerikanischem Einfluss, von amerikanischer Kultur spricht, ist man geneigt zuerst Coca-Cola und das Time-Magazin zu erwähnen, tatsächlich aber sind die Biblio-

theken der Amerikaner und insbesondere ihre wissenschaftlichen Publikationen hervorragend, und einsichtige Deutsche können sich diese Bibliotheken in weitem Ausmass zunutze machen und tun das auch in grosser Zahl. Ich habe in diesen amerikanischen Zentren eine eindrucksvolle Menge von Publikationen gesehen: wissenschaftliche Zeitungen, Zeitschriften, die einen über die Malerei, die andern über die Anpflanzung von Tabak, wieder andere über Literatur, über Gifte; über Medizin, über das Bankwesen, über sämtliche Zweige der Technik und über die Kunst des Coiffeurs. Und ich sah eine Publikation, die ‚Schöpferische Fussbekleidung‘ hiess. Dieser Titel beeindruckte mich tief und wollte mir nicht aus dem Sinn. Haben wir ihnen wirklich schöpferische Fussbekleidung gegeben? Daran hege ich meine Zweifel.



Passport to Pimlico

Berlin war in meiner Vorstellung der schlimmste politische Scherz der Geschichte – eine Ehre, die es mit Wien teilte. Wir verteidigten tapfer ein Prinzip, und das Ergebnis war Berlin, ein heroischer Unsinn. Eine Stadt hinter dem Eisernen Vorhang, die in Wirklichkeit eine westliche Stadt ist; eine westliche Stadt, die tatsächlich in der russischen Zone liegt; eine Stadt, deren eine Strasse durch das westliche Europa, die nächste durch Zentralasien führt; eine Stadt mit zwei Währungen und zwei Bürgermeistern, aber einem einzigen Verkehrssystem. Kann man sich diesen Zustand in einer andern Stadt vorstellen? Dass es den Leuten aus dem einen Viertel leichter gemacht ist, nach Moskau zu fahren als ins benachbarte Viertel? Es ist ungefähr so wie in dem Film ‚*Passport to Pimlico*‘, nur noch schlimmer.

Berlin mag tatsächlich ein heroischer Unsinn sein, doch diese Betrachtungsweise zeigt auch die Gefahren destruktiver Kritik auf. Es ist leicht, derlei Anomalien zu belachen oder zu verhöhnen. Wie aber hätte man sie vermeiden sollen? Hätten wir Berlin aufgeben sollen? Sollen wir es jetzt aufgeben? Und wie hätten die westlichen Politiker in den Jahren 1944 und 1945 die künftige Entwicklung der russisch-westlichen Beziehungen voraussehen können? Viele

Menschen sind klüger, wenn erst einmal die Ereignisse eingetreten sind. Ich persönlich gehöre zu jenen, die vorher sehr unklug gewesen waren. Ich wandte mich mit Hoffnung und Erwartung den Russen zu. Ich hatte beinahe ebenso viel Vertrauen zu ihnen wie Präsident Roosevelt, der wohlbekannte russische Agent. Jetzt aber richtet sich der ganze Grimm meines Herzens gegen sie. Ich fühle, dass alles, was Stalin tat, mich persönlich angeht. In bescheidenem Umfang ist es sozusagen eine Privatangelegenheit von mir. Er hat meine Liebe getäuscht, und das kann ich nie verzeihen.

Die Anomalien springen einem in die Augen. Man kann eine Tram oder Untergrundbahn nehmen, eine Karte kaufen und unkontrolliert nach der Wilhelmstrasse fahren – was anfangs für mich gleichbedeutend mit einer Reise nach Tiflis ohne Pass war. Im englischen Sektor sieht man das eindrucksvolle russische Kriegsdenkmal. Darauf erblickt man den ersten russischen Tank, der das Brandenburger Tor passiert hat. Im Hintergrund sieht man den von Göring, seinem Präsidenten, zerstörten Reichstag, der nie wieder aufgebaut, dagegen im Jahr 1945 nochmals zerstört wurde. Das russische Kriegsdenkmal wird von schneidigen russischen Soldaten in eleganten Uniformen bewacht. Diese Soldaten sind eine der Sehenswürdigkeiten der Stadt; sie sind sichtlich leicht verwirrt und werden Tag und Nacht von amerikanischen und englischen Besuchern fotografiert. Der wichtigste Radiosender der Russen befindet sich ebenfalls im westlichen Sektor, aber alle Trams, Autobusse und die Untergrundbahn, in welchem Teil der Stadt sie auch funktionieren mögen, sind unter östlicher Kontrolle. Die Staatsoper ist auch im Osten, aber man kann, wenn man gerade Lust hat, jeden Abend hingehen. In den grösseren Bahnhöfen wird man von Leuten angesprochen, die einem billige Ostmark anbieten. Man weiss, dass Flüchtlinge in grosser Zahl die Gefahr auf sich nehmen, von einer Strassenseite auf die andere zu gehn, um in den Westen zu entkommen. Und auch die grössere Gefahr, von den Russen gepackt und in einer bequemen Limousine in ihren Sektor zurückgeschleppt zu werden. In Berlin lebt man in einer der interessantesten, fesselndsten Städte; und gleichzeitig lebt man auf einer westlichen Insel mitten in Turkestan.

Die Berliner sind viel ruhiger und gelassener als die Leute in Westdeutschland und weit weniger hysterisch als die Menschen in New York oder in Phoenix (Arizona). Es ist nur natürlich, dass es sich so verhält. Wenn man neben einem Wolf lebt, muss man ein wenig unruhig werden; lebt man in einer Entfernung, wo der Wolf einen noch erreichen kann, so wird man besorgt. Lebt man aber zwischen den Fängen des Wolfs, so ist man aller Sorgen enthoben. Man macht es sich in seinem Rachen so bequem wie nur möglich und ist nicht weiter beunruhigt.

Auf dem Kurfürstendamm sieht man die übliche Mischung von Trümmern und Luxus. Die obern Stockwerke vieler Häuser sind noch unbewohnbar, im Erdgeschoss aber findet man die reichsten, die verlockendsten Geschäfte Europas – Waren höchster Qualität, Lebensmittel, wie man sie in England nicht kennt, Seide, Schmuck und Porzellan. Es ist ein grossartiger Anblick, neben dem die Londoner Bond Street wie eine anerkanntswerte, aber recht bescheidene Bemühung wirkt. Neonbeleuchtung blendet dich nachts, wenn du verduzt und verstört in einem Café sitzt und die Deutschen beinahe darum beneidest, dass sie so geschickt, so vernünftig sind, einen Krieg nach dem andern zu verlieren. Dann allerdings bleibt ein zerlumpter, verhungertes Mann vor deinem Tisch stehen, wirft einen ängstlichen Blick auf den Kellner und wagt es, ohne dich anzusehen, den Zigarettenstummel aus deinem Aschenbecher zu nehmen. ‚Es gibt keinen Markt für die Industrieprodukte Berlins‘, dachte ich, ‚kein Hinterland, keinen Lebensraum‘. Dann aber verdrängte ich diese hochtrabenden Gedanken, dachte wieder an den kläglichen Sammler von Zigarettenstummeln und reichte ihm eine Zigarette. Er trollte sich, nicht ohne einen argwöhnischen Blick auf mich zu werfen. Er begriff das nicht; und selbst wenn er es begriff, hatte er doch viel zu grosse Angst vor dem Kellner, um eine Zigarette anzunehmen. Er gehörte zur Klasse der Stummelraucher und fand sich, wie alle guten Deutschen, mit seiner Lage ab. Was er wollte, waren viele Stummel, nicht aber wenige Zigaretten.

Dann sieht man die Trümmer. Ganze Quadratmeilen sind vollständig ‚ausradiert‘. Im Tiergarten erblickt man keinen einzigen Baum, und in zahlreichen Strassen überall in der Stadt ist der Schutt

noch nicht fortgeräumt worden. Man geht stundenlang durch die zerstörten Strassen, und plötzlich bemerkt man ein erstaunliches Phänomen. Tafeln mit den Namen der früheren, nicht mehr vorhandenen Strassen sind wieder an dem alten Platz, und an den Strassenecken sind kleine Pfosten auf gerichtet worden; saubere kleine Nummernschilder zeigen an, wo früher ein Haus gestanden. All das ist sehr logisch, und für jedermann, der sich mit Hilfe eines Stadtplans zurechtzufinden versucht, ist es sehr nützlich. Aber es hat auch etwas Gespenstisches. Und man hat den Eindruck, es sei doch eine leichte Übertreibung, wenn man nicht bloss die Namen der einstigen Strassen ins Leere schreibt, sondern auch die Nummern der nichtvorhandenen Häuser. ‚Es ist eine Folge des deutschen Ordnungssinns‘, versuchte ich mir einzureden. Aber die Deutschen haben gar keinen wirklichen Ordnungssinn. Sie haben einen Sinn für Symmetrie, und das ist etwas ganz anderes. Es ist die scheinbare Ordnung, nicht die wirkliche.

Die völlige Vernichtung mancher Teile von Berlin und die schweren Beschädigungen in den andern Teilen ist ein bedrückender Anblick. Ich empfand tiefes Mitgefühl mit den unschuldigen Opfern – auch ihrer muss es eine Menge gegeben haben – und überdies kann kein Mensch, sieben Jahre nach dem Krieg, eine Freude am Anblick solcher Zerstörungen haben. Dennoch habe ich das Schuldgefühl nie begriffen, unter dem viele meiner englischen Freunde zu leiden schienen, noch die entschuldigenden Bemerkungen zahlreicher Amerikaner. «Ich werde schamrot, wenn ich daran denke, dass wir all das getan haben», sagen viele Angelsachsen entsetzt. Ich gestehe, dass diese Haltung mich immer überrascht hat. Mitleid zu empfinden, ist ein natürliches menschliches Gefühl; Schuldbewusstsein aber und das Bedürfnis, sich zu entschuldigen, sind die Folgen von Schwäche, Kopflosigkeit oder sehr geringem Erinnerungsvermögen. Wenn je einmal jemand ‚es sich selber zuzuschreiben hat‘, so ist es Nazi-Deutschland.

Diese halbzerstörte und doch sehr lebendige Stadt, mitten im Rachen des Wolfs, ist nicht nur fröhlich und leichtherzig, sondern es lässt sich auch sehr angenehm darin leben. Binnen Kurzem hatte ich die Berliner sehr lieb gewonnen. Andere Deutsche mögen in

vielen Beziehungen bewunderungswürdig sein; sie mögen zahlreiche massive Tugenden besitzen; die Berliner ihrerseits mögen ihre Fehler und Nachteile haben; doch während ich mich überall anderswo in Deutschland als Tourist in einem interessanten Land fühlte, war ich in Berlin wie zu Hause.

Noch immer ist Berlin die Hauptstadt Deutschlands. Bonn als Hauptstadt ist ein Scherz, und kein besonders guter; Berlin ist – vielleicht noch Hamburg ausgenommen – die einzige nicht-provinzielle Stadt in Deutschland. Provinzialismus hat mit dem Flächeninhalt einer Stadt nichts zu tun. München oder Düsseldorf, zum Beispiel, sind gross genug und brauchten nicht provinziell zu sein; aber sie sind es. Berlin ist eine Metropole. Und ich habe immer eine Schwäche für Grossstädte. Ein Trolleybus ist für mich anziehender als eine Narzisse.

Und dann – die Berliner Luft ist wie Champagner. In Berlin braucht man nur sehr wenig Schlaf – selbst ein so eingefleischter Siebenschläfer wie ich. Häufig habe ich in Kaffeehäusern Leute um ein Uhr morgens aufstehn gesehen. «Tut mir leid», sagten sie, «aber jetzt muss ich gehn. Ich habe heute noch zwei Verabredungen.» Und damit verzogen sie sich. Ich selber ging um zwei Uhr früh ins Bett und bin um acht Uhr aufgestanden. In London bräuchte ich das nicht fertig, aber in Berlin war ich jeden Tag frisch wie ein Gänseblümchen.

Berlin ist der Atmosphäre der Zwanzigerjahre noch immer näher als irgendeine andere Stadt der Welt. Es ist ‚artistisch‘ im Wortsinn des Jahres 1925 und stolz auf seine Laster. Oder zum mindesten nicht in Büsser Stimmung. Die Homosexualität wuchert üppig bei Männlein und Weiblein. Ich habe keine Ahnung, ob es hier schlimmer zugeht als in andern grossen Städten, aber es stellt sich mehr zur Schau. Berlin trägt seine Laster im Knopfloch – ohne Scham und ohne Trotz. Die Leute reden mit einem über ihre eigentümlichen Sexualgewohnheiten, als ob sie über das Wetter reden würden – was sie übrigens nicht tun. Berlin ist, meinem Empfinden nach, nicht lasterhafter als andere grosse Städte, aber es ist duldsamer. Das Sexualleben der Menschen – so meinen sie anscheinend – ist jedermanns Privatangelegenheit; warum also nicht frei und offen darüber reden? Man begegnet keinem peinlichen Schweigen, kei-

nem unvernünftigen Widerstand, keiner altjüngferlichen Prüderie, auch wenn es sich um die stärksten Geschichten handelt. Ich habe für das Laster im Allgemeinen, für Homosexualität und Sodomie im Besonderen nicht viel übrig. Diese Dinge waren mir immer widerwärtig, und ich habe nie begreifen können, was Leute an einer Ziege begehrenswert finden. Ich versuche nur, klar zu machen, dass die Lasterhaftigkeit Berlins keine echte Lasterhaftigkeit zu sein scheint. Wenn wir schliesslich sämtliche Schlafzimergeheimnisse aller Menschen auf der Welt kennen würden, fänden wir vermutlich Berlin nicht lasterhafter als Paris, London oder Moskau. Die Haltung der Berliner ist das Ergebnis zahlreicher Faktoren, deren wichtigster es sein mag, dass sie seit dem Ausbruch des ersten Weltkriegs bis zum heutigen Tag noch keine einzige ruhige, normale Woche erlebt haben.

Berlin unterscheidet sich noch in einer andern Hinsicht von dem übrigen Deutschland. In Westdeutschland sind die Leute nicht imstande, ihre Haltung gegenüber den Besetzungsmächten klar auszudrücken; sie wissen erstens einmal nicht mit voller Bestimmtheit, ob es Verbündete oder Besetzende sind, und zweitens, ob sie wollen, dass die Westmächte sich zurückziehen oder bleiben sollen. Die Berliner kennen da keinen Zweifel. Sie wissen, dass es Besetzungsmächte sind, und sie wollen, dass diese Besetzungsmächte bleiben. Jeder alliierte Soldat ist ein Symbol ihrer Sicherheit. Und sie alle gedenken mit grossem Stolz der Luftbrücke. Damals war Berlin der Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt, und die Berliner waren überzeugt davon, dass sie dem Westen wirklich wichtig waren. Die Tage der Luftbrücke waren schwere Tage, aufregende Tage, furchtbare Tage. Aber es waren grosse Tage!

Eines Nachts, um zwei Uhr morgens, trat ich aus einem Nachtklokal, wo alle Kellner, Barmänner, Köche, Garderobiers usw. Universitätsstudenten waren. Sie arbeiteten bis vier Uhr früh, waren um neun in ihren Hörsälen, und dieses Leben führten sie Tag um Tag, Nacht um Nacht. Auf der Strasse stand ein Wagen, und auf seiner Windschutzscheibe las ich die Notiz: Zu verkaufen. Auskunft im Wagen. Und tatsächlich, im Wagen sass der Besitzer, auf Kunden wartend. Ich sah mich um, schaute nach dem dunklen Himmel und

erinnerte mich daran, was mich umgab. Jeden Tag kamen etwa hundertfünfzig Flüchtlinge aus der Ostzone nach Berlin, und diese Zahl stieg rapid. Dann hörte ich einen verzweiferten Schrei. Was war das? Vielleicht ein Scherz; vielleicht aber wurde jemand geraubt und in den Ostsektor verschleppt. Binnen vierzehn Tagen war er vielleicht in Sibirien, vielleicht unter der Erde; oder in Westberlin zurück. In dem Nachtlokal begann eine Negerkapelle den letzten Schlager vom Broadway zu spielen; die Leute tranken, tanzten, flirteten mit einer selbstverständlichen Lässigkeit, zu der es kein Millionär in Florida bringen kann. Ein Gast bestellte noch einen Cognac, und der Kellner, der ihn bediente, würde in wenigen Stunden in seinem Hörsaal sitzen und sich auf die Probleme der sphärischen Geometrie konzentrieren; ein Mädchen hielt die Hände eines andern Mädchens; der Mann im Wagen wartete auf Kunden, der Wagen mit dem geraubten Flüchtling fuhr vielleicht gerade jetzt durch das Brandenburger Tor. Langsam ging ich heim; ich wusste nicht genau, wo ich war. Oder doch, ich wusste es – es konnte nur Berlin sein.



Ein Blick hinter den Vorhang

Auf dem Potsdamer Platz stossen drei Sektoren zusammen, der englische, der amerikanische und der russische. Der Platz selbst gehört zu Westberlin. Es ist ein seltsamer Platz; ein wenig erschreckend und ein wenig komisch. Auf dem Dach eines hohen Gebäudes auf der westlichen Seite sind abends in Leuchtschrift die neuesten Nachrichten zu lesen, und zwar gegen Osten gewendet, so dass die Bewohner des Ostsektors die Neuigkeiten aus der freien Welt erfahren können. Diese Art der Nachrichtenübertragung ist unzureichend und vollkommen überflüssig, da jedermann, ohne grosse Schwierigkeiten, die westlichen Radiosendungen hören kann; und doch ärgert die Leuchtschrift die Russen, und sie haben schon verschiedenes unternommen, um sie unleserlich zu machen. Die östliche Seite wiederum ist gespickt mit Plakaten, Fahnen, Anschlägen, die den Ruhm Stalins preisen, Stimmung für den Friedensfeldzug und die Sowjetunion machen wollen. Über den ganzen Platz sind Anschlagstafeln verteilt: ‚Ihr verlasst jetzt den englischen Sektorⁱ und Jetzt betretet ihr den demokratischen Sektor Mit dem demokratischen Sektor ist der russische Sektor gemeint, wahrscheinlich weil die Russen so gute Demokraten sind. Immerhin gibt es einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den Tafeln; die

englische ist in englischer, die russische in deutscher Sprache abgefasst. Die Erklärung liegt auf der Hand. Die russische Tafel ist ein kleines Stück Propaganda für die Deutschen, die englische eine Warnung für englische und amerikanische Gäste und Angestellte.

Und die Warnung ist anscheinend sehr wirksam. Ich habe viele Taxis auf dem Potsdamer Platz ankommen gesehen, deren Passagiere breitkrepelige Hüte und bunte Krawatten trugen. Sie stiegen aus, gingen bis zu der Tafel: ‚Ihr verlasst jetzt den englischen Sektor‘, und dabei blieb es. Nein, sie verliessen den englischen Sektor nicht. Sie warfen einen Blick hinter den Eisernen Vorhang – manchmal benützten sie zu diesem Zweck sogar einen Feldstecher – sie lassen sich vor der englischen Warnung photographieren, und dann kehren sie zurück und machen sich an die Arbeit an einem Buch über die Lebensverhältnisse in Russland.

Die Deutschen dagegen kommen und gehen anscheinend unbekümmert. Trotz allerhand Behinderungen arbeiten noch immer viele Ostberliner im Westsektor und *vice versa*. Und viele Westberliner machen ihre Besorgungen im Ostsektor. Das lässt sich einfach erklären. Die Russen haben versucht, die Fiktion der Gleichwertigkeit von Ost- und Westmark aufrechtzuerhalten, in Wirklichkeit aber kann man in den Westsektoren etwa vier Ostmark für eine Westmark bekommen. Infolgedessen kauft man im Ostsektor ausserordentlich billig ein, wenn man sich sein Geld im Westen beschafft, denn es ist verboten, Westmark in die Ostzone zu bringen. Die Westberliner kaufen im Ostsektor Brot, und viele Westberliner Bäcker – zumäl jene in der Nähe der Sektorengrenze – sind dadurch zugrunde gerichtet worden. Auch gehen die Leute aus dem Westen hinüber, um Kartoffeln und Gemüse zu kaufen; sie gehen sich die Haare schneiden lassen. Die Staatsoper, im Ostsektor gelegen, ist stets voll von Zuschauern aus dem Westen, denn die Karten sind, mit Westmark gekauft lächerlich billig, und die Vorstellungen ausgezeichnet – so wenigstens wurde mir berichtet; ich selber konnte es nicht beurteilen. Die Ostdeutschen ermuntern zu diesen Besuchen, ob es nun der Geschäfte oder des Theaters wegen ist, dagegen sehen die westlichen Behörden den Verlust an Käufern und den Abfluss der Währung in unrechte Kanäle sehr ungern. Als ich in Ber-

lin war, schickten Westberliner Zeitungen Reporter hinüber, um die Nummern der Autos zu notieren, die vor dem grossen HO-Laden bei dem Brandenburger Tor parkten. Diese Listen wurden in den Zeitungen veröffentlicht, aber die Zahl der Autos aus dem Westen, die nach dem Osten fuhren, nahm darum nicht ab. Vorsichtige, feinfühligere Leute parkten ihre Wagen eben in den Nebenstrassen; anderen war es völlig gleichgültig.

Berlin soll eine internationale Stadt sein. Man kann ohne Schwierigkeiten von einem Sektor in den andern, aber Millionen Berliner benützen diese Möglichkeit nie. Ich habe viele Leute im Westen kennen gelernt, die niemals die Sektorengrenze überschreiten, und zwar aus Angst; und viele andere im Osten gehen nicht in den Westsektor, und zwar aus Apathie; sie wollen gar nicht sehen, wie schlecht sie dran sind. Das wissen sie jedenfalls gut genug. «Warum sollten wir gehn?» fragte mich ein Ostberliner. «Wir leben ja in einem Paradies. Ja, in einem wirklichen Paradies; was auch die Leute denken mögen.» Dann, nach einer kurzen Pause, setzte er hinzu: «Zum mindesten haben wir's ebenso schwer, die Bekleidungsfrage zu lösen wie Adam und Eva.» Siebenjährige Kinder gibt es, die noch nie ‚im Ausland‘ waren – das heisst, dass sie nie die Grenze ihres eigenen Sektors überschritten haben.

Zunächst war mir auch recht eigenartig zumute. Eine grosse Zahl von Strassen, die von Norden nach Süden verlaufen, gehören zu zwei Sektoren; die eine Seite zum Westen, die andere zum Osten. Als ich durch diese Strassen ging und die östliche Strassen-seite beobachtete, die sich, wie ich zugeben muss, nicht von der westlichen unterscheidet, da war ich ängstlich darauf bedacht, mich nicht weiter nach dem Osten zu wagen als bis zur Strassenmitte. Bis ich schliesslich behutsam einen Fuss über die Grenze setzte und ihn hastig zurückzog. Ich fühlte mich wie ein Mensch, der eben von den Folgen seiner heldenhaften Kühnheit errettet worden war. Dann traf ich einen Freund, einen englischen Journalisten, der mir sagte, er gehe regelmässig hinüber. «Ich fordere Sie nicht auf, mit mir zu gehn», sagte er mit leiser Verachtung, «weil neunundneunzig von hundert Menschen es ablehnen. Sie kommen mit mir bis zum Potsdamer Platz und dann erklären sie, nun hätten sie genug

gesehen.» Diese Herausforderung musste ich natürlich annehmen. «Ich gehe mit Ihnen», sagte ich lässig, und dann fragte ich: «Und wenn wir verschwinden – glauben Sie, dass das eine Reklame für uns sein wird?» Denn es ist nun einmal meine Gewohnheit, bei allen Dingen die günstige Seite zu sehen. «Natürlich», erwiderte er. «Es würde ein Höllenaufsehen geben. Aber in den Kerkern von Uzbekistan wird man uns nicht erlauben, westliche Zeitungen zu lesen.» Nun, dachte ich, alles hat einen Haken, aber ich konnte nicht mehr zurück.

Am nächsten Morgen fuhren wir zum Brandenburger Tor und erreichten den russischen – ich meine, den demokratischen Sektor. Beide, die westliche wie die östliche Volkspolizei grüssten höflich, denn der Wagen meines Freundes hatte ein englisch-militärisches Nummernschild. Andere Wagen, weniger hervorragenden Sterblichen gehörend, wurden angehalten und nach Schmuggelware durchsucht. Mein Freund bemerkte: «Die Schmuggler schlagen andere Wege ein. Es gibt buchstäblich Hunderte von nicht bewachten Übergangsstellen. Wenn man etwas zu verbergen hat, so geht man einfach dort über die Grenze.» Er wusste das, die Polizei wusste es, die Schmuggler wussten es, aber die Posse der Durchstöberung der Wagen musste ihren Lauf nehmen.

Kaum hat man den russischen Sektor betreten, so erkennt man bereits, dass man in einer andern Welt angekommen ist. Obgleich Ostberlin ein Ausstellungsstück ist – die Russen wissen sehr gut, dass viele Leute aus dem Westen in ihren Sektor gehen – wirkt doch alles schäbig und armselig. Nach Westberlins übertriebenem – fast möchte ich sagen erbitterndem – Luxus ist der Kontrast ungeheuer. Man kann anscheinend in Ostberlin sehr vieles erhalten, was man, wie ich hörte, in der wirklichen Ostzone nur zu sehr hohen Preisen und in sehr geringer Qualität erhalten kann. Ich sah elektrische Apparate in den Auslagen, und die dünne Lage Lack fiel von ihnen ab, bevor sie noch den Kunden erreicht hatten. Ich sah schwarze Bratpfannen aus dem schlechtesten Roheisen gefertigt, die schmutzig und widerwärtig waren. Schuhe waren hässlich und von jämmerlicher Qualität. Die verschiedenen Textilwaren, die ich in den nationalisierten Läden besah, waren so rau und hart, dass man sie bei-

nahe zerbrechen konnte, wie man ein Stück altbackenes Brot bricht. Doch wie kläglich es auch mit den Waren bestellt sein mag, gibt es dafür einen *embarras de richesses* an Plakaten, Anschlägen, Fahnen und Bildern. Man kann kaum zwei Schritte machen, ohne ein Plakat zu sehen, darauf ein Dank für die weise Friedenspolitik Moskaus oder dergleichen zu lesen steht. Der Eindruck, den man gewinnt, ist der eines ständigen Bankfeiertags von Leuten, die keine Banken haben.

Um ein Uhr gingen wir durch einen der grossen HO-Läden, und ich schlug meinem Freund vor, ein Paar Würstchen zu essen. Aber er war geradezu erbost. «Ich esse keine Ost-Würste!» entgegnete er.

«Warum nicht?» fragte ich. «Haben Sie ideologische Bedenken dagegen? Oder ist es ein Argwohn gegen das Material, aus dem sie fabriziert sein mögen?»

«Ich habe ideologische Bedenken», erklärte er stolz. «Irgendwo muss eine Grenze sein.»

Da ich nie allzu sehr von Dogmen beschwert war, kaufte ich mir ein Paar Würstchen. Sie waren nicht sehr gut, und ich hegte den begründeten Verdacht, dass die ideologischen Bedenken meines Freundes ihre Ursache in früheren Erfahrungen hatten. Einmal in Amerika las ich eine Reklame: ‚Unsere Frankfurter sind voll von Zutaten‘. Nun, die Ostberliner Würste sind auch voll von Zutaten, voll bis an den Zipfel.

Ich hatte geglaubt, dass wenigstens die Wiederaufbauarbeiten in Ostberlin in grossem Massstab fortschreiten müssten. Schliesslich konnte die Ostberliner Regierung die Leute doch zur Arbeit zwingen. Man hatte angeordnet, aller Schutt, alles herabgefallene Mauerwerk in der Stalinallee – einer langen Hauptstrasse, deren Häuser sämtlich vollkommen ausradiert sind – müsse vor Ende des Jahres weggeräumt sein. Die Leute wurden, in der üblichen sanften, überredenden Art kommunistischer Behörden, ersucht, sich freiwillig zu Schichten bei den Räumungsarbeiten zu melden – solche Schichten bedeuten drei Arbeitsstunden im Tag. Neben dem gewohnten Druck und den Drohungen wurden auch Reizmittel verwendet. Wer freiwillig hundertdreißig Schichten gearbeitet hat, ist berechtigt, an einer Lotterie teilzunehmen, deren Treffer tausend

neue Wohnungen sind. Unterkunft in Ostberlin ist furchtbar schwierig zu finden, und eine Wohnung ist ein herrlicher Preis; und dennoch schlug dieser Plan, alles in allem, fehl. Die Leute glaubten einfach nicht an die kommunistischen Verheissungen. Sie waren überzeugt, die Lotterie werde ein Schwindel sein, und die Wohnungen seien nur für ‚Aktivisten‘ bestimmt und für Parteibeamte, die sich in der Politik eifriger erweisen als beim Wegräumen von Schutt. Als ich die Bauplätze besuchte, arbeiteten etwa dreissig Leute ohne Hast, ohne Begeisterung, offenbar sehr missgestimmt. Doch ein oder zwei neue Gebäude standen bereits.. Hässliche, unförmige Gebäude im Moskauer Kasernenstil. Der Bau von kleinen Häusern ist verboten. Kleine Häuser unterstützen den ‚Individualismus‘, und das ist der marxistische Ausdruck dafür, dass das Bespitzeln der Bewohner schwieriger ist.

Einen anderen Bauplatz sah ich, wo die Angestellten verschiedener grossen Firmen den Schutt wegräumen sollten. Auch sie hatten sich natürlich ‚freiwillig‘ gemeldet, und die Arbeitsstätte war voll von Bildern und Plakaten. Die tiefe Dankbarkeit, die alle Deutschen Stalin gegenüber empfinden, kam darauf zum Ausdruck. Verschiedene Zeitungen im Osten hatten bösertige Angriffe gegen die Nachlässigkeit der Arbeiter gerichtet, und ich stelle mir vor, diese hinterhältigen Angriffe müssten doch zur Beschleunigung der Arbeit beitragen. Doch weit gefehlt. Zwei ganz alte Frauen arbeiteten hier, die eine hob Ziegel auf und putzte sie mit einem Wischlappen, bevor sie sie der zweiten Frau reichte, die sich bedächtig auf den Weg machte und die Ziegel auf einen Haufen legte, der etwa zwanzig Meter weit entfernt war. Die erste Frau hatte auch alte, verrostete Nägel und Stücke verbogenes Eisen zu sortieren. Die beiden Frauen erledigten auf diese Art das Aufheben, Abstauben, Aufstapeln von dreissig Ziegeln in der Stunde. Ich konnte mir nicht darüber klar werden, ob das Schauspiel einer Zeitlupenaufnahme glich oder einer Karikatur der Marx *brothers* von einem begeisterten Volk in fieberhaftem Schaffensdrang.

Das ist der oberflächliche Eindruck, den man in einem Tag aus Ostberlin mitbringen kann. Apathie und verbissenes Schweigen! Dutzende von Menschen – etwa hundertfünfzig – fliehen Tag für

Tag in den Westsektor. Die Flüchtlinge haben sich nicht viel davon zu erhoffen, denn nur ein kleiner Prozentsatz von ihnen wird als politische Flüchtlinge anerkannt, und die andern erhalten überhaupt keinerlei Unterstützung. Und doch ziehen sie es vor, hinüberzugehen und drüben zu hungern, als zu bleiben und im Ostsektor zu hungern. In den Westberliner Zeitungen kann man jeden Tag kleine Notizen lesen, die die Zahlen der gestern eingetroffenen Flüchtlinge angeben und insbesondere darauf hinweisen, wie viele Volkspolizisten unter den Flüchtlingen waren. Diese Nachrichten interessieren die Berliner nicht mehr als die Notiz vom Pegelstand an der Spree.

Als wir wieder durch das Brandenburger Tor fuhren und westlichen Boden erreichten, bemerkte mein Freund:

«Das ist ein grosser Kampf.»

«Ein Kampf?»

«Ja. Marshallhilfe gegen sozialistische Wirtschaft.»

«Vielleicht», meinte ich. «Immerhin habe ich den Eindruck, dass derzeit die Marshallhilfe siegt.»

«Gewiss; aber leider wird die sozialistische Wirtschaft drüben die Marshallhilfe hier überdauern.»

Ich hätte darauf antworten, ich hätte vor allem auf den Unterschied zwischen sozialistischer und stalinistischer Wirtschaft hinweisen können. Aber im Augenblick hatte ich gar keine Lust zu diskutieren. Ich kann nicht leugnen, dass es für mich eine gewaltige Erleichterung war, auf englisch-besetztem Boden zurück zu sein. Wir kehrten in dem ersten kleinen Restaurant ein und assen ein Paar freier, vollkommen undialektischer Würste – in Freiheit hergestellt, von einer freien Gemeinschaft unter militärischer Besetzung.



Die Juden

«Die Juden strömen wieder in Deutschland ein, Ja, sie überschwemmen Deutschland; kommen aus den andern Ländern und leben natürlich vom schwarzen Markt. Sie saugen das Land aus. Während die Deutschen darben, machen sie die besten Geschäfte. Die Möhlstrasse in München ist einer der grössten schwarzen Märkte der Welt. Allzu beliebt machen sie sich mit diesem Benehmen natürlich nicht.»

Diese Information wurde mir vor einigen Jahren von einem ungarischen Freund zuteil. Er war kein Antisemit, das heisst, er empfand keinen grösseren Hass gegen die Juden, als das in den Kreisen, denen er angehört hatte, unumgänglich notwendig war. Und ich wusste, dass er selber leidlich gut unterrichtet war. Ich muss zugeben, dass diese Mitteilung mich geradezu erschütterte. Ich wollte mich selber überzeugen, und das war einer der wesentlichsten Gründe, die mich veranlassten, nach Deutschland zu fahren. Ich meinte, dass diese Information entweder richtig oder falsch sein musste. War sie falsch – nun, dann war sie eben eine weitere Verleumdung der Juden mehr; war sie aber richtig, dann gab es keine Entschuldigung dafür, dass die Juden nach Deutschland gingen, um einen kleinen oder auch nicht gar so kleinen Profit von der Not an-

derer zu ziehen – selbst wenn diese andern Deutsche waren.

In der Regel glaube ich, dass alle Medaillen eine dritte und vierte Seite besitzen – in diesem Fall aber konnte ich mir nicht vorstellen, dass diese besondere Medaille auch nur eine zweite Seite haben sollte. War die Geschichte wahr, dann, so dachte ich, war das, was die Juden taten, unverzeihlich.

In dieser Annahme irrte ich mich gründlich. Auch diese Medaille hatte eine dritte und vierte Seite. Die Tatsachen, die man mir berichtete, waren, alles in allem, zutreffend, doch das Verhalten der Juden hat eine lange Vorgeschichte, die es in weitem Ausmass erklärt.

Nachdem ich einige Tage in München verbracht hatte, begann ich Erkundigungen über die Möhlstrasse einzuziehen. Zunächst fragte ich ein deutsches Ehepaar. Der Mann war ‚Arier‘, die Frau Jüdin. Seine Vergangenheit war untadelig, ja, heldenhaft zu nennen. Und er sagte:

«Ja, die Möhlstrasse war der schlimmste schwarze Markt der Welt. Jetzt ist es ein wenig besser geworden, teils weil die Polizei Ordnung gemacht hat, vor allem aber, weil die allgemeinen Lebensbedingungen sich günstiger gestaltet haben. Man kann in Deutschland alles bekommen; in die Möhlstrasse geht man nur, weil die Waren auf dem schwarzen Markt billiger sind. Es sind nämlich Schmuggelwaren. Selbst heute ist es noch unmöglich, durch die Möhlstrasse zu gehn, ohne auf Schritt und Tritt von Schiebern angehalten zu werden.»

Das konnte ich selber leicht kontrollieren. Noch am gleichen Tag ging ich in die Möhlstrasse. Es ist eine nette kleine Gasse unweit des Ufers der Isar. Es gibt dort einige Läden, und ich hatte den Eindruck, dass es eine Strasse der Handwerker war, von Leuten, die man in England zum untern Mittelstand zählen würde. Ich gab mir redliche Mühe, wie ein reicher Schieber zu wirken, der die Taschen mit Dollars vollgestopft hat, und so ging ich fünf- oder sechsmal durch die Strasse. Kein Mensch schenkte mir auch nur die geringste Beachtung. Ich sah keinen Menschen auf der Strasse herumlungern, und alles war still und durchaus respektabel.

Daraufhin versuchte ich nach besten Kräften, die ganze Geschichte zu ergründen, die hinter der Möhlstrasse lag. Es war nicht

leicht, Leute zu finden, die in dieser Frage wirklich gut orientiert waren; und noch schwerer war es, Leute zu finden, die offen und vorurteilslos darüber redeten. Aber ich glaube, dass es mir gelungen ist, aus den einzelnen Teilen meiner Information ein Bild zusammenzusetzen.

Es ist richtig – wie mein Freund es dargestellt hatte – dass die Juden nach Kriegsende ‚aus andern Ländern‘ nach Deutschland gekommen waren, obgleich sie weder als Touristen noch als Geschäftsleute kamen. Sie flohen nach Deutschland, um ihr Leben zu retten. Während des Kriegs in Polen kämpften in Polen Juden und Polen in den Widerstandsgruppen Seite an Seite. Sie waren gute Kameraden, und der traditionelle Antisemitismus der Polen, um nichts schwächer oder menschlicher als der deutsche Antisemitismus, wurde für eine Zeitlang begraben und vergessen. Nach dem Ende der Feindseligkeiten kehrten die Widerstandskämpfer in die Heimat zurück und wollten, soweit das möglich war, ihr normales Leben wieder aufnehmen. Die Juden waren naiv genug, zu verlangen, man solle ihnen ihre Geschäfte, ihre Häuser und ihren übrigen Besitz wiedergeben, doch vielen Polen, die sich all dieser Güter bemächtigt hatten, gefiel dieser Gedanke ganz und gar nicht. Die beste und wirksamste Lösung war der Pogrom. Viele Juden wurden ermordet – wahrscheinlich nicht ganz so säuberlich wie in Auschwitz. In den Zeitungen las man nur wenige Berichte über diese Pogrome, zunächst weil es den Polen gelang, die Vorgänge zu vernebeln, dann aber auch, weil die Nachricht allzu ungläubhaft klang. Es seien doch nur die Deutschen, die dergleichen täten, beileibe nicht unsere Verbündeten! So glaubte man. Es gab auch in andern alliierten und feindlichen Ländern Pogrome, obgleich die Juden ja ihre Lektion gelernt hatten, und so mussten sie abermals fliehen, diesmal um der Dankbarkeit ihrer früheren Waffenbrüder zu entinnen. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass sie nach Deutschland fliehen mussten. Das waren die Juden, die ‚aus dem Ausland‘ kamen, Deutschland ‚überschwemmten‘, um ‚vom schwarzen Markt zu leben‘.

Ihnen gesellten sich andere Juden, die aus den Konzentrationslagern befreit worden waren. Manche Leute sagten mir: «Das waren zähe Kerle; sie blieben in den Konzentrationslagern am Leben

und gaben sich alle Mühe, auch jetzt noch am Leben zu bleiben. Auf dem schwarzen Markt Handel zu treiben, war ihre einzige Chance.» Solche Reden hörte ich häufig, aber die Theorie ist falsch. Die Juden mussten nicht unbedingt auf den schwarzen Markt gehen; richtig aber ist, dass sich ihnen da hervorragende Möglichkeiten boten. Sie waren beinahe die Einzigen – beinahe! – die es tun konnten, weil sie Lebensmittelsendungen aus den Vereinigten Staaten und aus andern Ländern erhielten. Diese Sendungen bedeuteten für viele Juden, aber auch für viele Deutsche das Leben selbst – wie hoch die Deutschen sie auch bezahlen mussten. Die Möhlstrasse hat vielen das Leben gerettet, doch das war sozusagen nur eine Nebenerscheinung; die Möhlstrasse war nicht als wohltätige Institution beabsichtigt, und wieviele Menschen auch ohne sie verhungert wären, entscheidet nicht über den ethischen Wert der Möhlstrasse. Es muss auch hinzugefügt werden, dass die Möhlstrasse nicht ausschliesslich das Revier der Juden war – nicht einmal auf der Seite der Verkäufer. Auch andere Menschenarten trieben hier ihr Geschäft – Bulgaren, Griechen, Taschendiebe aller Nationalitäten und viele andere, die aus ihren bürgerlichen Heimstätten gerissen und in den deutschen Konzentrationslagern zum ‚Abschaum der Erde‘ umgewandelt worden waren. Wieder andere – zum Beispiel sehr viele Soldaten – trieben auch einen schwunghaften Handel auf dem schwarzen Markt, obgleich ihr Jagdgebiet nicht die Möhlstrasse war. Und es gab sogar anständige, redliche Kaufleute, die hier ihr Geschäft hatten. Alles in allem war die Möhlstrasse nur der zweitgrösste schwarze Markt auf der Welt; der grösste war Bergen-Belsen, das frühere Konzentrations- und Ausrottungslager.

Trotz all dem war die Möhlstrasse im Wesentlichen, aber nicht ausschliesslich jüdisch. Wohltätigkeitsorganisationen, vor allem in Amerika, sandten den Juden beständig ganze Lawinen von Lebensmittelpaketen und Kleidungsstücken. Es war ein grosser Fehler – von der edelsten Hilfsbereitschaft begangen – all diese Bemühungen nicht darauf zu konzentrieren, den unglücklichen Menschen neue Lebensmöglichkeiten zu verschaffen, statt sie mit grossen Warenmengen zu versorgen, die natürlich ihren Weg auf den schwarzen Markt finden mussten.

Ein entrüsteter deutscher Patriot erklärte mir, der schwarze Markt und der Valutenschmuggel sei ein ausschliesslich jüdischer Zeitvertreib. Zehn Minuten später beschrieb er selber mir eine listige Methode, um Westmark nach Ostdeutschland zu schmuggeln. Er selber tat es, um dort wohnenden Verwandten zu helfen. Als ich ihn daran erinnerte, was er über die Juden und ihren Valutenschmuggel gesagt hatte, war er tief empört und setzte mir auseinander, dass a) seine Handlungsweise unmöglich als Valutenschmuggel bezeichnet werden könne, weil er eben kein Jude sei, b) schmuggle er nur, um seinen Verwandten zu helfen und c) könnte er das Geld wohl auch auf legalem Weg transferieren, aber auf dem nicht legalen sei es erheblich billiger.

Was war aus den deutschen Juden geworden? Vor Hitler hatte es in Deutschland 650'000 Juden gegeben; Ende 1933 lebten immer noch 500'000 im Dritten Reich. Ende Februar 1952 lebten etwa 25'000 deutsche Juden in Westdeutschland und schätzungsweise 5'000 in der Sowjetzone. Überdies flohen einige tausend polnische Juden nach Deutschland, und viele andere, die aus den Konzentrationslagern befreit wurden, blieben im Lande, meldeten sich aber nie bei den Behörden. Ihre Zahl ist unbekannt, aber die gesamte jüdische Bevölkerung Deutschlands wird auf 25'000 geschätzt – das sind ungefähr 3.8% der vor-hitlerischen Zahl an Juden.

Die nähere Befassung mit dem Schicksal der deutschen Juden hat folgende Ziffern ergeben, denen die Zahlen von 1925 zugrunde liegen, als die jüdische Bevölkerung Deutschlands etwa 564'000 Personen umfasste.

Ausgewandert zwischen 1933 und 1952	295'000
in Deutschland überlebt	15'000
von den Nazis ermordet	190'000
in den Jahren 1933-1951 eines natürlichen Todes gestorben	64'000

Zu den ausländischen Juden, die aus Polen kamen oder aus Konzentrationslagern befreit wurden, und in Deutschland blieben, ist noch eine Anzahl von Juden hinzuzurechnen, die aus Israel nach Deutschland zurückgekehrt sind.

Es ist interessant und erschütternd, die vor-hitlerischen und nach-hitlerischen Ziffern der Juden in den einzelnen grossen Städten Deutschlands miteinander zu vergleichen:

	1925	1952	%
Berlin	172'672	7'000	4
Frankfurt	29'385	1'145	3-9
Hamburg	19'794	1'100	5.5
Köln	16'093	760	4.6
Wiesbaden	3'200	300	9.4

Worms war eine der ältesten und berühmtesten jüdischen Gemeinden Deutschlands. Im Jahre 1934 lebten in Worms 1'100 Juden; Ende des Krieges waren noch 4 (0.38%) übrig.

Wie ist die Lage heute? Der grösste Teil der jüdischen Jugend ist zugrunde gegangen. Zwischen 1945 und 1949 betrug das Durchschnittsalter der deutschen Juden achtundfünfzig Jahre. In den allerletzten Jahren hat sich diese Situation nach und nach sehr langsam gebessert. Noch immer gibt es kaum jüdische Neugeborene. Als im Jahr 1952 in Frankfurt der erste jüdische Kindergarten eröffnet wurde, war das ein Ereignis von ungeheurer Wichtigkeit. Im Jahre 1948 gab es in Düsseldorf neun jüdische Kinder; im Mai 1952 waren es achtzehn.

Die Zahl der Berufstätigen, die dem Judentum angehören, ist auf manchen Gebieten verhältnismässig hoch, auf andern verschwindend gering. Im Frühjahr 1952 gab es 260 jüdische Juristen (Anwälte, Richter, Notare) und zahlreiche Beamte. Dagegen gab es nur sehr wenige jüdische Ärzte. Das lässt sich durch den Umstand erklären, dass die jüdischen Ärzte, die in der Nazizeit ausgewandert waren, sich in der neuen Heimat niederlassen und dort ihren Beruf ausüben konnten; bei Juristen war das schwieriger. Und so kehrten nach dem Krieg viele jüdische Juristen nach Deutschland zurück, aber nur sieben Ärzte – fünf sogleich nach Beendigung der Feindseligkeiten, zwei weitere später. Man findet kaum jüdische Journalisten in Deutschland, wo doch vor 1933 die Presse angeblich in weitem Ausmass in jüdischen Händen gewesen sein soll; und sogar das bedeutende und ausgezeichnete jüdische Wochenblatt hat Halbjuden und Christen in seiner Redaktion.

Es gibt heute in Deutschland keinen offiziellen oder halboffiziellen Antisemitismus. Man könnte meinen, dass es in Deutschland heute am Rohmaterial für den Antisemitismus mangelt – 25'000 Juden können diesem Bedürfnis kaum genügen. Doch so einfach liegt die Sache nicht. Der Antisemitismus bedarf keiner Juden. Eine deutsche Studentin, die ich kennen lernte, sagte mir, dass sie ‚die Juden nicht sehr liebe‘. «Heisst das, dass Sie sie hassen?» fragte ich. Und «Ja, ich hasse sie», gab sie zu. «Kennen Sie viele Juden?» fragte ich sie. «Nein, nicht allzu viele», erwiderte sie. «An wie viele können Sie sich erinnern?» Lange Pause. «Kennen Sie überhaupt einen Juden?» «Nein, keinen.» «Haben Sie je einen Juden gesehen?» fuhr ich fort. «Nicht dass ich wüsste», meinte sie und lächelte.

Es gibt natürlich noch sehr viel Antisemitismus im Privatleben, denn die verpestete Atmosphäre lässt sich nicht in so kurzer Frist entgiften. Aber die Juden beklagen sich über mehr Antisemitismus, als vorhanden ist, denn wenn ein Jude keine Stellung in einer Bank bekommt oder keinen Kredit erhalten kann, so sieht er den Grund nie in seiner Unzulänglichkeit oder finanziellen Lage, sondern immer im Rassenhass. Ich erinnerte mich an die Geschichten von den Juden in Polen, die erschlagen wurden, wenn sie ihren Besitz wiederhaben wollten, und erkundigte mich bei einigen Führern der deutschen Judenschaft, wie es in dieser Beziehung in ihrem Lande stehe. Und da erfuhr ich, dass die Rückgabe des Vermögens wohl nur langsam erfolge, aber keineswegs ungerecht. Der grösste Nutzniesser der Plünderungen, der deutsche Staat selbst, erkannte seine Verpflichtung nicht gerade mit überstürzter Hast an, handelte aber schliesslich doch korrekt.

Es besteht in Deutschland ein wachsendes, wenn auch noch immer begrenztes Interesse an den jüdischen Angelegenheiten – im guten Sinn des Wortes. Die ‚Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland‘, die einzige jüdische Zeitschrift in Deutschland, hat eine Auflage von 39'000 Exemplaren. Obgleich ein grosser Teil der Auflage im Ausland verkauft wird – in Israel und in dreiundvierzig andern Ländern werden in Deutschland selbst doch mehr Exemplare verkauft, als es Juden gibt. Frau Karl Marx, die Frau des Herausgebers, der mit jenem andern vielzitierten deutsch-jüdischen

Journalisten keineswegs identisch ist, erzählte mir, jedesmal wenn eine Sammlung veranstaltet werde, um Liebesgaben nach Israel zu schicken, erhielten sie zahlreiche Briefe, die ungefähr folgendermassen lauteten:

„Sehr geehrter Herr, ich war Soldat und Mitglied der Nazipartei. Ich möchte in bescheidenem Mass zu der Wiedergutmachung an den Juden beitragen. Es tut mir leid, dass ich Ihnen keinen grösseren Betrag schicken kann“.

Die Briefe sind manchmal anonym, häufiger aber enthalten sie den vollen Namen und die Adresse des Absenders. Jugendgruppen, Theologische Vereinigungen und andere Organisationen wenden sich häufig an jüdische Gelehrte oder an Juden, die in der Öffentlichkeit stehn, und ersuchen sie, einen Vortrag über jüdische Probleme zu halten; nachher wird frei und mit grösster Aufrichtigkeit diskutiert. Die deutsche Presse zeigt bei der Erörterung jüdischer Angelegenheiten nur wenig Initiative, zitiert aber häufig und ausführlich Nachrichten aus dem jüdischen Wochenblatt. Ja, die jüdische Wochenschrift ist eine der meistzitierten Zeitschriften überhaupt. Die breiten Massen des deutschen Volkes allerdings sind noch gleichgültig. Aber ich glaube nicht, dass man das für ein ungünstiges Zeichen halten muss. Sie haben ihre eigenen Sorgen, und viele hatten nach dem Krieg das Gefühl, die Juden seien noch immer besser dran als sie selber. Die Deutschen, so sagten sie, hätten niemanden im Ausland, der ihnen helfen würde. Es ist allerdings auch so, dass die Deutschen niemanden mehr im Inland hatten, den sie vergasen und verbrennen konnten – doch dieser weniger wichtige Punkt wurde niemals erwähnt.

Die Juden selber sind mit ihrem Los nicht unzufrieden. Viele von ihnen sind glühende deutsche Patrioten. Immerhin beobachten sie gewisse Erscheinungen mit grosser Besorgnis, vor allem die hohe Zahl früherer Nazi im diplomatischen Dienst, ferner die Wiedergeburt der Nazipartei oder vielmehr die Geburt der Neonazipartei. Derzeit ist diese Partei wohl ziemlich bedeutungslos, aber sie entsinnen sich einer Zeit, da auch die ursprüngliche Nazipartei nichts war als eine kleine, bedeutungslose Bewegung.

Gesellschaftlich gibt es wenig Beziehung zwischen Juden und

„Ariern“, mit Ausnahme jener Juden, die im öffentlichen Dienst stehen. Die Juden ziehen sich in neu aufgebaute, selbstgemachte Ghettos zurück und bewachen ängstlich die Mauern dieser neuen Ghettos von innen; allerdings wurden auch von aussen her noch nicht viele Versuche unternommen, diese Mauern niederzureissen. Die Juden stehen noch immer den Überresten – und es sind mehr als Überreste – des Antisemitismus gegenüber, und sie riechen auch dort Antisemitismus, wo keine Spur davon vorhanden ist. Die deutschen Juden sind Deutsche wie die andern Deutschen auch – manchmal noch mehr. Sie nähren ihren Groll – aber ihr Groll gilt nun einmal dem greulichsten Verbrechen, das je in der Weltgeschichte begangen wurde. Einige unter ihnen wünschen Deutschland zu verlassen, andere wiederum sind nach Deutschland geflohen, um ihr Leben zu retten. Die meisten deutschen Juden wollen in Deutschland bleiben und betrachten sich als treue deutsche Patrioten, was sie auch tatsächlich sind, und gar nicht wenige sind aus Israel zurückgekehrt, weil das Leben in Frankfurt bequemer, die Butter billiger, das Fleisch reichlicher ist als in Tel-Aviv.

VIERTER TEIL

DEUTSCHLAND SPRICHT



Bonn

Bonn ist das Hauptdorf Deutschlands. Es wäre, trotz seinen 120 000 Einwohnern, schwierig, von Bonn als von der Hauptstadt Deutschlands zu sprechen. Es ist eine reizende Universitätsstadt am Rhein, und seine Umgebung mit den berühmten sieben Hügeln, darunter der schöne Drachenfels, ist wirklich bezaubernd. Gegen Bonn wäre nichts einzuwenden, solange es eine Universitätsstadt bliebe. Doch sobald es versucht, sich als Hauptstadt zu gebärden, schreit seine trostlose Provinzialität zum Himmel. Es ist nicht so sehr Bonns Flächeninhalt, der es zu einem Dorf macht, wie seine Atmosphäre, seine Einwohner und, sozusagen und bildlich gesprochen, sein riesiger Hut auf dem kleinen Kopf. Grösse hat mit Umfang nur sehr wenig zu schaffen. Wir alle haben schon riesige Zwerge gesehen; Bonn aber ist ein unterlebensgrosser Riese, ein schwächlicher Koloss, der gewaltige, allzu locker sitzende Reitstiefel und gleichzeitig ein charmantes, einfaches Bäuerinnenhäubchen trägt.

Auf den ersten Blick wird man Bonn schön finden – wie alle andern Städtchen im Rheinland. Sein Münster ist eine nur wenig vergrösserte Pfarrkirche – doch alle Pfarrkirchen im Rheintal sind nun einmal schön. Sein Bahnhof erinnert an den Bahnhof von Mai-

denhead, nur ist er viel kleiner. Ich bin an einem Sonntagnachmittag in Bonn angekommen. Tausende der Ortseinwohner promenierten die Hauptstrasse auf und ab, starrten einander an und grüssten einander mit grosser Förmlichkeit. Das ganze Schauspiel erinnerte mich an meinen Geburtsort Siklos, der etwa 6'000 Einwohner hat und durchaus nicht die Hauptstadt von Ungarn ist.

Der Rhythmus des Lebens ist zum Verzweifeln langsam. Morgen ist auch ein Tag; nach dem Samstag beginnt eine neue Woche, nach Sylvester ein neues Jahr, in der kurzen Spanne von siebenundvierzig Jahren ein neues Jahrhundert – wozu also sich beeilen? In Frankfurt kann man um zehn Uhr früh eine Londoner Morgenzeitung kaufen, Bonn aber erreichen die englischen Zeitungen erst im Alter von zwei oder drei Tagen, und die meisten Verkaufsstellen wissen nicht einmal, wann sie sie erwarten können. Die Lokalblätter erscheinen schon früh am Morgen. Ihren mächtigen Schlagzeilen entnimmt man, dass Beuel, ein benachbartes Dorf, in den Rang einer Stadt erhoben wurde – und warum sollten brave, redliche Bürger erfahren wollen, was in Ägypten oder in Indochina vorgeht? Schon Frankfurt ist reichlich provinziell; aber es ist eine grosse Stadt und Deutschlands alte Hauptstadt. Es ist eine jener Städte, die den Anspruch erhoben, die neue Hauptstadt der Bundesrepublik zu werden. Warum wurde Bonn gewählt und nicht Frankfurt? Nun, Frankfurt war die Hauptstadt der Amerikaner, und die neue deutsche Regierung wollte natürlich nicht in derselben Stadt hausen. Etliche böartige Leute hatten noch eine andere Erklärung für möglich gehalten. Herr Adenauer, der Kanzler, wohnt nun einmal bei Bonn und nicht bei Frankfurt.

Beethoven ist in Bonn geboren, und sein Geburtshaus ist dem Publikum als Museum zugänglich. Es gibt Apotheken, Weinstuben, ja sogar Seifen, die nach ihm genannt sind, aber just in Bonn hatte ich irgendwie den Eindruck, Beethoven sei nicht der grösste Komponist der Welt, sondern nur eine schätzenswerte Lokalberühmtheit, deren Name bis nach Koblenz und Aachen gedrungen ist.

Gleichzeitig aber hat Bonn eine Atmosphäre der Unwirklichkeit. Die Leute ausserhalb Bonns wie die geborenen Rheinländer haben

kein grosses Interesse an der Politik; jene Tausende von Politikern, Diplomaten, Abgeordneten, Journalisten und amerikanischen, englischen, französischen Beamten, die vor einigen Jahren nach Bonn kamen, interessieren sich für nichts anderes. Von früh bis abends wird nur von Politik, von Reden, von Plänen, Gerüchten, Intrigen gesprochen. Sie leben tatsächlich in einer andern Luft als die Menschen, die das übrige Deutschland bewohnen. Bonn ist vom übrigen Deutschland stärker abgesondert als Berlin.

Jene Tausende von seltsamen Menschen – Beamte, Diplomaten, Abgeordnete – sind – bumms! – mitten unter diesen friedlichen Rheinländern abgesetzt worden. Wohnraum ist überall in Deutschland knapp, aber in Bonn ist diese Knappheit zu einem verzweifelten Problem geworden, obgleich die Deutschen mit ihrem gewohnten Fleiss, ihrer erstaunlichen Tüchtigkeit auch hier wahre Wunder vollbracht haben. Das neue Bundeshaus, das Parlamentsgebäude, ist der jüngste Bau der Stadt. Es ist eckig und hochmodern und wirkt als wäre es in einem Übergangsstadium zwischen einem frühreifen Wolkenkratzerbaby und einem Wunder an Vorfabriziertheit. Das Gebäude bietet der Gesetzgebenden Versammlung der Bundesrepublik und einem privaten Restaurant Raum. Das Restaurant ist dem Publikum geöffnet – das Parlament auch.

Der Bundestag hält seine Sitzungen in einem geräumigen Saal ab. Es ist ein Amphitheater und unterscheidet sich nicht wesentlich von den Sitzungssälen anderer Parlamente des Kontinents. Die Abgeordneten sitzen auf Schulbänken – und natürlich auf sehr modernen Schulbänken. Hinter dem Präsidenten sind die Wappen der zwölf Bundesrepubliken und Berlins sichtbar. Zur Linken und zur Rechten sind zwei Abteilungen, die eine für die Mitglieder des Bundesrats, die andere für die Mitglieder der Regierung. In dieser zweiten Abteilung ist die erste Bank den Ministern vorbehalten, die zweite den Staatssekretären und die dritte den Beamten. Als ich im Bundestagsgebäude war, dauerten die Sitzungen lang und waren langweilig, und so ist mein Bericht darüber notwendigerweise nicht charakteristisch – wenn er am Ende nicht doch charakteristisch sein sollte. Die Abgeordneten schenken den Rednern, die von einer Tribüne in vier Mikrophone sprechen, nur geringe Be-

achtung. Die Abgeordneten lasen die Lokalblätter oder ihre Post, während die Redner ihre wohlvorbereiteten Ergüsse herunterlasen. Alle ihre Reden richteten sich streng nach der Parteilinie, und die meisten Redner langweilten sich anscheinend ebenso wie ihre Zuhörer, wenn man den Ausdruck ‚Zuhörer‘ in diesem Fall gebrauchen kann. Doch dafür waren die meisten Reden zum mindesten erfreulich kurz, dauerten nur selten länger als zwei oder drei Minuten. Eine einzige Rede hatte Schwung, Leben und ein lodernes inneres Feuer – und diese Rede dauerte nur dreissig Sekunden. Und was den Inhalt der Reden betrifft... nun, einer der bedeutendsten englischen Historiker sass bei einer Sitzung neben mir. Er lauschte etwa eine Stunde lang mit grosser Sorgfalt, dann zog er mich in den Gang hinaus und rief: «Das ist nicht Geschichte, das ist Archäologie...» Ich glaube, dass diese Bemerkung ungerecht war; so aber betrachtete ein Sachverständiger den Vorgang.

Der Vizepräsident, Dr. Carlo Schmid, nahm den Präsidentensitz ein. Er redete die Versammlung genauso an wie die andern Abgeordneten: «Meine Damen und Herren . . .» Dr. Schmid ist ein doktrinärer Sozialist, hat mehr von einem Professor, einem Träumer als von einem praktischen Politiker und ist ein durch und durch ehrenwerter Mann von hohen geistigen Eigenschaften. Doch trotz all seinem Können und Wissen beruht seine Beliebtheit vor allem auf einer Bemerkung, die mir in Deutschland mindestens fünfzigmal erzählt wurde. Dr. Schmid ist ein ausserordentlich dicker Mann. Einmal besuchte er in einer geburtshilflichen Klinik die Frau und das neugeborene Kind eines Kollegen. Er wurde ersucht, einige Minuten auf dem Korridor zu warten. Er setzte sich auf eine Bank, doch während man aus den verschiedenen Zimmern immer wieder neugeborene Kinder brachte, wurde er vergessen. Endlich bemerkte ihn eine Schwester und fragte:

«Verzeihung, mein Herr, erwarten Sie ein Kind?»

Worauf Dr. Schmid erwiderte:

«O nein, so dick bin ich immer.»

Aus dem Fenster der Pressegalerie des Bundestages sah ich zu meiner Rechten in einen Hof, wo eine Frau die Hosen ihres Mannes auf hängte. Sie schenkte der Tätigkeit des Bundestags erheblich

weniger Aufmerksamkeit als der Bundestag ihrer Tätigkeit. Zu meiner Linken konnte ich die grosse, einladende Terrasse des Restaurants sehen, wo es von Abgeordneten, Journalisten und auswärtigen Gästen wimmelte. Von der Terrasse aus hat man eine Aussicht auf den Sitzungssaal, und die Kellner sind stets bereit, den Gästen zu erklären, wer gerade drin ist. Manchmal zeigen sie einem die höheren Würdenträger. Die Leute auf der Terrasse sind in einer beneidenswerten Lage, denn gleich neben dem Fenster ist die Ministerbank. Die Minister schenken ihren Bewunderern oder den Neugierigen anscheinend gar keine Beachtung, aber mir fiel auf, dass der eine oder der andere doch darauf zu achten schien, dass er immer in voller Sicht der Zuschauer blieb.

Die Bonner haben für all das kein rechtes Interesse. Sie sind natürlich stolz auf die Erhebung ihrer Stadt zum Sitz der Regierung, doch das sehen sie als natürlich an. Andererseits sehen sie das Eindringen all dieser Fremden gar nicht gern, und die Fremden wiederum tun ihr Bestes, um sich so oft und so lang wie möglich von Bonn fernzuhalten. Das vorherrschende Gefühl bei der Bonner Bevölkerung ist keineswegs Zorn, sondern nur eine sanfte Verwirrung. Sie sind halb verschlafen und bringen überhaupt keinen Zorn auf.

Ich beeile mich, hinzuzufügen, dass sie gar nicht anders können, als halb verschlafen zu sein; in Bonn kann kein Mensch völlig wach bleiben. Das hat mit den ursprünglichen Charaktereigenschaften der Bewohner nichts zu schaffen; es ist eine Folge des Klimas. Bonn soll das schlechteste Klima von Deutschland haben. Es war das Finanzministerium, das sich als erstes beklagte, alle seine Beamten schliefen ein oder benähmen sich doch so, als wären sie eingeschlafen; doch bald nahmen auch alle andern Ankommenen diese Erscheinung wahr. Es ist einfach schwierig, sich in Bonn wach zu halten. Die Apotheker machen Riesengeschäfte mit Reizmitteln, aber nichts hilft. Bonns Klima ist sozusagen maritim, sehr feucht, und Bonn liegt ziemlich tief, nicht ganz zweihundert Fuss über dem Meeresspiegel. Das Klima der Gegend ist bedrückend. Ich habe lange, wissenschaftliche Abhandlungen gelesen, die eine Erklärung dafür suchen, dass alle jungen Menschen in Bonn müde und nervös werden. Ich bin nicht mehr so jung wie einst, und so

wurde ich wohl müde, nicht aber nervös. Es wurde darin auch erklärt, warum alte Leute in diesem Klima lange leben, aber ich glaube, obgleich ich auf diesem Gebiet nicht sachverständig bin, dass alte Leute in jedem Klima lange leben; je älter sie werden, desto länger leben sie.

Die Sachverständigen dürften wohl gemeint haben, dass es den Menschen in diesem Klima gelingt, alt zu werden, und dass ihnen ihre Energie und Lebenskraft erhalten bleibt. Herr Adenauer ist wohl ausserhalb der Bonner Gegend alt geworden, aber er wird als überzeugendes Beispiel für diese Theorie angeführt. Er ist sechsundsiebzig, aber ein erstaunlich jugendlicher Sechundsiebziger. Und das ist der letzte Pinselstrich an dem Gemälde von Bonn, Deutschlands Hauptdorf mit seinem provinziellen Aussehen, seinem überschäumend jugendlichen sechsundsiebzigjährigen Kanzler und seinen nervösen, müden, ständig verschlafenen andern Würdenträgern unter siebzig.



Die Sozialnationalisten

Die wichtigsten politischen Probleme Deutschlands sind: 1. die deutsche Einheit, in engem Zusammenhang mit den russisch-deutschen Beziehungen; 2. die Aufrüstung, in engem Zusammenhang mit Deutschlands Stellung in Europa; 3. wirtschaftliche Fragen, in engem Zusammenhang mit sämtlichen politischen Problemen.

Es liegt mir nichts daran, meine eigenen Ansichten über Deutschlands politische Probleme auseinanderzusetzen. Ich bin kein Politiker, und meine Ansichten haben ebenso wenig Gewicht, als wenn ich ein Politiker wäre. In den folgenden Kapiteln werde ich einige repräsentative Deutsche zu Wort kommen lassen. Ihre Namen werde ich nicht nennen, weil sie in den meisten Fällen sehr aufrichtig zu mir gesprochen und Ansichten vertreten haben, an deren Veröffentlichung sie nicht interessiert sind. Doch in jedem einzelnen Falle habe ich nur die Ansichten und Äusserungen des Betreffenden festgehalten, nicht aber synthetische Interviews zusammengebraut, selbst wenn meine Methode bedeutete, dass gewisse interessante eigenartige Anschauungen geopfert werden mussten. In jedem einzelnen Falle habe ich versucht, Menschen auszuwählen, die treue Anhänger ihrer Parteien sind, dennoch aber den Mut hatten, sich ihre eigenen Ansichten zu bilden und sie geheimzuhalten.

Diese Fähigkeit, die eigenen Ansichten geheimzuhalten und den Mut der Überzeugung von anderer Leute Ansichten zu haben, machte auf mich einen tiefen und – überflüssig zu betonen – ungünstigen Eindruck. In vielen Fällen ereignete es sich, dass ein Mann sehr nachdrücklich diese oder jene Ansicht vertrat und dann hinzufügte: «Aber das muss streng unter uns bleiben!» Auf die Frage nach dem Grund dieser Geheimnistuerei gab es verschiedenartige Antworten. Der eine fürchtete sich davor, unorthodoxe Ansichten laut werden zu lassen, weil er in seiner Partei eine hohe, verantwortliche Stellung einnahm; der andere meinte, es sei nicht loyal, von der Parteilinie abzuweichen – ohne allerdings zu erklären, wie man die wirklichen Wünsche der Mehrheit der Parteimitglieder feststellen könne, wenn man von allen annehmen müsse, sie behielten ihre Überzeugungen für sich; der dritte gab offen zu, die Parteilinie sei seiner Ansicht nach falsch, eigne sich aber vorzüglich zum Stimmenfang; der vierte starrte mich nur an – er war es gewöhnt, in einem Land zu leben, wo kein Mensch persönliche Ansichten zu äussern pflegte. Bis zum Jahr 1945 hatte er den Befehlen eines Nazidiktators gehorcht, jetzt gehorchte er den Befehlen eines demokratischen Diktators seiner eigenen Wahl.

Schliesslich, bevor ich zu meinen Interviews komme, möchte ich noch ein Wort über die Partei sagen, die ich ‚Sozialnationalisten‘ genannt habe. Ich wollte damit nicht andeuten, dass die Sozialnationalisten ein zweiter Aufguss der Nationalsozialisten sind. Nichts wäre ungerechter und von der Wahrheit weiter entfernt. Ich wollte nur sagen, dass sie versuchen, so gut es geht, zur gleichen Zeit gute Sozialisten und gute Nationalisten zu sein. Die meisten Sozialisten würden sich heftig gegen den Vorwurf wehren, sie seien Nationalisten. Aber ich glaube, dass es trotzdem stimmt. Die Sozialisten sind die eifrigsten Befürworter der deutschen Einheit; die lautesten Gegner des Schumannplans; die erbittertsten Gegner des europäischen Sicherheitsvertrags. Sie sind auch gute Sozialisten: ihre Innenpolitik verlangt Vollbeschäftigung, Gesundheitspflege auf nationaler Grundlage, gerechtere Verteilung des Reichtums und Sozialisierung der Schlüsselindustrien – mit andern Worten, Massnahmen, für die sämtliche sozialdemokratischen Parteien eintreten.

Man mag einwenden, dass die deutschen Sozialisten sich dem Schumannplan widersetzen, weil sie ihn als konservativ-kapitalistisch ansehen, und dass sie den europäischen Sicherheitsvertrag verurteilen, weil sie für die Idee eines grösseren Europas eintreten, das auch Grossbritannien und Skandinavien umfassen würde, und darum gegen die Idee ‚Klein-Europas‘ sind. Ja, man darf sagen, dass sie sich diesen Massnahmen widersetzen, weil sie gute und keine schlechten Sozialisten sind. Das sind Argumente, die sich hören lassen, und in denen vielleicht ein Stück Wahrheit steckt; aber ich bin überzeugt, dass die Sozialisten – mit Ausnahme der Neonazi – die nationalistischste Partei in Deutschland sind, und, was sie auch sagen mögen, sie stehen auf festem nationalistischem Boden. Das ist kein Verbrechen; aber ich meine, dass sie es zugeben sollten, wenn es sich so verhält

Was ist der Grund für diesen übertriebenen oder doch zum mindesten sehr starken Nationalismus der deutschen Sozialdemokraten? Die Erklärung ist einfach. Nach dem ersten Weltkrieg war die deutsche sozialdemokratische Partei die internationalste unter allen sozialdemokratischen Parteien der Welt. Die Nazi haben ihnen daraus einen Vorwurf gemacht und sie Vaterlandsverräter gescholten. Die Nazi mögen mit der Verdammung des Internationalismus unrecht gehabt haben, aber ihr Urteil leuchtete dem deutschen Volke und anscheinend auch zahlreichen Sozialdemokraten ein. Die Politik der heutigen Parteileitung ist das Ergebnis eines einfachen Prozesses der Überkompensation. Da sie den Fehler begangen hatte, in den Zwanziger Jahren die internationalistischste Partei zu sein, ist es nur klar, dass sie jetzt den Fehler begehn muss, die nationalistischste sozialdemokratische Partei zu sein, und damit werden alle Sünden der Vergangenheit vergeben sein. Da sie eine fortschrittliche Partei ist, zieht sie neue Fehler den alten vor.

Bevor ich nach Deutschland fuhr, hatte ich mit einem hervorragenden Mitglied der englischen Labour Party eine lange Unterredung über die deutschen Sozialisten. Er habe kein Vertrauen zu den deutschen Sozialisten, sagte er, und die Gründe für sein Misstrauen fasste er in einen Satz zusammen:

«Sie sind zuerst Deutsche und dann Sozialisten.»

«Während ihr zuerst Engländer und dann Sozialisten seid», erwiderte ich ihm. «Und das macht einen grossen Unterschied.»

Er dachte eine halbe Minute darüber nach und sagte dann: «Nun ja, es macht einen Unterschied; oder nicht?»

Ich zitierte diese Bemerkung vor zwei deutschen Sozialisten, die zu dem obersten Dutzend der Parteiführer gehören. Der eine widersprach der Ansicht des englischen Genossen heftig. Das sei vollkommen falsch rief er. Diese Kritik treffe auf die englische Partei zu, nicht auf die deutsche. Aber der andere war einverstanden.

«Natürlich», sagte er, «sind wir zuerst Deutsche und dann Sozialdemokraten. Das gilt doch, mit gewissen Abweichungen, für alle sozialistischen Parteien der Welt. Warum sagen Sie, dass das falsch ist?»

«Ich habe mit keinem Wort von meinen eigenen Ansichten gesprochen», erwiderte ich.

«Aber Sie wollen offenbar damit andeuten, dass es falsch ist.»

«Ich habe gar nichts andeuten wollen, und zwar aus dem einfachen Grund, dass ich nicht imstande wäre, das Problem auf so einfache Art zu formulieren. Aber ich habe den grössten Respekt vor Ihrer Ansicht.»

«Ja – und das ist auch meine feste Überzeugung», erklärte er und musterte mich drohend.

«Haben Sie sie auch öffentlich ausgesprochen?» fragte ich.

«Nein, das habe ich nicht», rief er stolz.

Der Mann, dessen Ansichten ich jetzt wiedergeben will, gehörte zu den ‚kleinen Leuten‘. Er hatte einigen, ja sogar ziemlich grossen Einfluss in einem der Länder, gehörte aber nicht zu der höheren Hierarchie der Partei. Da er auch im Gewerkschaftswesen sachverständig ist, befragte ich ihn zunächst über die Stellung der Gewerkschaften in Deutschland. Und er erzählte mir Folgendes:

Die Gewerkschaften sind auf unpolitischer Grundlage organisiert. Arbeiter aller Parteien gehören ihnen an, und diesen Organisationen ist es streng verboten, sich politisch zu betätigen. Das ist widersinnig, denn Gewerkschaften kämpfen ebenso für politische wie für wirtschaftliche Ziele. Ihre politischen Ziele sind oder sollten doch sein a) die Ruhrbarone davon abzuhalten, entscheidenden politischen Einfluss zu erlangen, b) den Nazieinfluss auszuschal-

ten. Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 wurden die Gewerkschaften zunächst auf lokaler Grundlage wiederaufgebaut, jetzt aber sind sie eine Organisation, die das ganze Volk umfasst und sechseinhalb Millionen Mitglieder hat. Davon gehören etwa 65% der Sozialdemokratischen Partei an und 35% den demokratischen Parteien rechts von der Sozialdemokratie. Infolgedessen geben die Sozialdemokraten in allen Dingen den Ausschlag, aber es hat sich bisher nie ereignet, dass die Gewerkschaften sich nach Parteiliniem getrennt hätten. Die Gewerkschaften haben in Verbindung mit der Ruhr, d.h. mit den lebenswichtigen Kohlen-Stahl-Eisenindustrien grosse Erfolge erzielt. Sie haben grossen Einfluss in den Verwaltungen und kämpfen jetzt für das Mitbestimmungsrecht innerhalb der Leitung all dieser Industrien.

Der Einfluss der Gewerkschaften ist innerhalb der Partei viel geringer als in England, ja, er ist ausgesprochen sehr klein. Dafür gibt es zwei Gründe. Zunächst einen persönlichen; die Gewerkschaften verfügen über keine Männer, die stark genug wären, um die Sozialdemokratische Partei in grossem Stil zu beeinflussen. Das liegt vor allem an dem unpolitischen Charakter des Gewerkschaftswesens; wer politischen Einfluss anstrebt, hält sich von den Gewerkschaften fern. Der zweite Grund ist wirtschaftlicher Natur. Vor Hitler unterstützten die Gewerkschaften die Partei, ja, sie trugen beinahe alle ihre Kosten. So wurden sämtliche Auslagen für die Wahlen von den Gewerkschaften bezahlt. Heute ist eine der wichtigsten politischen Folgen der unpolitischen Haltung der Gewerkschaften, dass die Partei von ihnen keinen Pfennig erhält, noch erhalten kann. Die S.P.D. ist eine arme Partei geworden, und die meisten ihrer Abgeordneten und Angestellten müssen einen harten Kampf ums Dasein führen. Einige ihrer einflussreichsten Abgeordneten können sich nicht einmal eine Sekretärin leisten.

Die Lage des deutschen Arbeiters ist günstig. Wer Arbeit hat, erhält einen guten Lohn, und die Arbeitsbedingungen sind zufriedenstellend. Gemeldete Arbeitslose erhalten eine Unterstützung, von der sie leben können. Die Arbeiter haben bezahlten Urlaub von acht bis vierundzwanzig Tagen. Jungen Arbeitern und Frauen sind

alle nötigen Rechte gesichert. Immerhin gibt es bestimmte Arbeitergruppen, die nicht richtig organisiert sind; landwirtschaftliche Arbeiter, Kellner, Hotelangestellte, Hausbedienstete und, vor allem, die sogenannten ‚Stehkragenproletarier‘. Beamte und Angestellte finden, sie seien mehr als die Handarbeiter und halten sich in weitem Ausmass aus rein snobistischen Gründen von den Gewerkschaften fern. Sie sind schlecht daran, und deswegen sind diese Leute eine Gefahr. Sollte der Nazismus in Deutschland je wieder aufleben, so wird er als Revolution der Angestellten kommen. Die ‚Stehkragenproletarier‘ sind untereinander gespalten. Etwa 600'000 von ihnen gehören den Gewerkschaften an, 350'000 haben ihre eigene Organisation gebildet und viele gehören überhaupt keiner Organisation an. Es muss hinzugefügt werden, dass auch die Gewerkschaften an diesem Stand der Dinge schuld sind. Sie sind doktrinär und dogmatisch, sie heissen die Stehkragenproletarier nicht willkommen, und wenn diese den Gewerkschaften beitreten, so werden sie oft nur kühl empfangen und mit wenig freundlichen Blicken betrachtet.

Das ist, im wesentlichen, was mein Gewährsmann mir als Antwort auf meine unzähligen Fragen mitteilte. Dann kam ich nochmals auf einige der bereits erwähnten Punkte zu sprechen.

«Was halten Sie von den Ruhrbaronen?» fragte ich. «Ich glaubte, unter Hitler sei ihr Einfluss nicht entscheidend gewesen.»

«Das ist richtig. Er war gross, aber nicht entscheidend. Sie hatten in der Weimarer Republik weit grössere Macht. Doch damals wie heute besaßen sie grosse Vermögen, und Vermögen ist Macht. Die Ruhr hat ein zähes Leben. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass die Amerikaner in sie verliebt sind. Für die Amerikaner ist jeder Industriemagnat ein Engel und ein guter Demokrat, weil er ein Antikommunist ist.»

Ich wollte noch seine Ansichten über die Politik der S.P.D. hören.

«Der grosse Unterschied zwischen der C.D.U. (Christlich- Demokratische Union) und der S.P.D. ist, dass die erste Wähler hat, aber keine Parteimitglieder – es gibt ihrer alles in allem etwa 100'000 während die zweite wohl viele Mitglieder hat, ohne jedoch

eine wirkliche Partei zu sein. Die S.P.D. ist überzentralisiert, autoritär und autokratisch. Eine wirkliche Diskussion über irgendeine Frage gibt es nicht'.

«Sie billigen aber die Generallinie der Partei?»

«Das tue ich nicht. Die Partei sollte wissen, dass wirkungslose Opposition nirgends hinführt. Es genügt nicht, allem Opposition zu machen, was die Regierung tut.»

«Wenn Sie damit vor allem die Opposition der Partei gegen die Wiederaufrüstung meinen – welche Politik würden Sie selber vorschlagen?» fragte ich.

«Es ist nicht meine persönliche Ansicht, was ich Ihnen mitteilen will. Die Leitung der Gewerkschaften sagte zu dem Gedanken der Wiederaufrüstung unter gewissen Bedingungen Ja. Wir verlangten 1. volle Gleichberechtigung für die Deutschen, 2. Mitentscheidungsrecht – wie schon vorhin erwähnt, und 3. die Besetzungskosten und die Auslagen für die Flüchtlinge sollten von der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft getragen werden. Ich wiederhole – das ist der Standpunkt der Gewerkschaftsführung; die Arbeiter waren unter dem Einfluss der S.P.D. und verwarfen den Vorschlag einer Wiederaufrüstung vollständig.»

«Sie sind also für die Wiederaufrüstung – vorausgesetzt dass Ihre Bedingungen erfüllt werden?»

«Nein. Ich würde mich mit schwerem Herzen damit abfinden, aber nur unter den genannten Bedingungen. Es ist richtig, dass die Wiederaufrüstung der Arbeitslosigkeit entgegenwirken würde. Deutschland hat anderthalb Millionen Arbeitslose, und das ist unser schwerstes Problem. Die Wiederaufrüstung würde Vollbeschäftigung bedeuten und eine Hebung der Lebensbedingungen der Arbeiter; für all das bin ich natürlich auch. Aber, verstehen Sie, die Arbeitslosigkeit mit einem Wiederaufrüstungsprogramm zu bekämpfen, ist nicht gerade verlockend. Es riecht nach üblen Erinnerungen. Ein gewisser . . .»

«Ja, ja, ich entsinne mich des Namens», unterbrach ich ihn. «Und sind Sie mit den Methoden und Theorien Ihrer Partei betreffend die Einigung Deutschlands einverstanden?»

«Nein. Das alles ist eng mit der Aufrüstungsfrage verbunden. Wenn wir den Osten bekämpfen, müssen wir tatsächlich bessere

Lebensbedingungen haben als die drüben. Derzeit haben wir die wohl, aber die Ostzone hat jetzt den tiefsten Stand erreicht und wird sich langsam erholen. Wenn der Westen in der gleichen Zeit absinkt, dann kommt es zu einer Angleichung der Lebensbedingungen, und wir haben dem Osten nichts mehr zu bieten.»

«Das ist sehr interessant. Doch aus all dem ersehe ich nicht – wenn Sie mir die Bemerkung zugutehalten wollen – worin Sie von der Parteilinie abweichen.»

«Sie benützt das Wort ‚Einigung‘ als Propagandaslogan. Die Führer der S.P.D. wollen die besten Deutschen sein. Und in dieser Frage sind sie nicht aufrichtig. Sie reiten aus politischen Gründen darauf herum. Es ist ein wunderbares Wort, wenn es um den Stimmenfang geht. Dann ist der grösste Teil der früheren sozialistischen Wählerschaft drüben in der Ostzone. Die Einigung würde – so meinen die Führer – bedeuten, dass der Partei zahlreiche Wähler zuströmen würden und es zu einem Wahlsieg der Sozialisten käme.»

«Nun, sie sind nicht die erste Partei in der Geschichte der Menschheit, die den Sieg zu erringen wünscht und aus eigennützligen Gründen für ein sonst durchaus verdienstliches Ziel eintritt.»

«Ich weiss. Aber ich glaube, dass sie sich darin irren. Sollte es zur Einigung kommen, so würde die Wählerschaft stark nationalistisch werden. Und dann – wie können sie auf einen Wahlsieg hoffen? Glauben sie denn, dass die Russen – selbst wenn sie einer Einigung Deutschlands zustimmen – Wahlen erlauben werden, bei denen die Sozialdemokratische Partei siegen könnte? Ich nicht. Und ich bin überzeugt, dass die Mehrzahl unserer Parteiführer auch nicht daran glaubt.»

«Noch eine letzte Frage: Ist der kommunistische Einfluss stark?»

«Nein. Von bestimmten kleinen Distrikten abgesehen. Die Russen sind zu nahe. Wir wissen zuviel von ihnen, und die Leute haben Angst vor den Russen.»

Eine Weile schwiegen wir. Und dann fragte ich:

«Sie stimmen also in allem Wesentlichen nicht mit der Parteilinie überein?»

«So ist es»

«Und in vielen andern Punkten hegen Sie starke Zweifel?» «Ja.»

«Haben Sie das je in der Öffentlichkeit ausgesprochen?»

«Nie.»

«Und werden Sie es einmal sagen?»

«Nie.»

«Warum nicht?»

«Nun – vielleicht, weil ich ein guter Sozialist bin.»

«Ist es denn die Pflicht eines guten Sozialisten, seine Partei Dinge und wichtige Schritte unternehmen zu lassen, die er für falsch hält?»

Er zuckte die Achseln.

«Sie wissen, wie das ist.

«Nein, das weiss ich nicht», sagte ich – leider wohl ein wenig ungeduldig. Er schwieg wieder.

«Würden Sie Ihre Meinung offen äussern, wenn Sie ein deutscher Sozialist wären?» fragte er mich dann.

«Das weiss ich nicht.»

Er lächelte.

«Weil ich nämlich meine Meinung äussern würde, wenn ich ein englischer Sozialist wäre.»

Ist es wirklich so einfach?



Flüchtlinge

Ich habe nicht die Absicht, dem Leser alles über die verschiedenen politischen Parteien zu erzählen und ihm alle Nuancen der politischen Meinung in Deutschland verständlich zu machen. Aber ich glaube, dass einige allgemeine Beobachtungen nicht unangebracht sein dürften.

Ich habe bereits gesagt – und die Wiederholung mag langweilig sein, aber sie ist nicht immer unnütz – dass der Ton der Unaufrichtigkeit bei den deutschen Politikern mir sehr unangenehm auf fiel. Wenn wir uns über alles Sorgen machen, was mit den Deutschen Zusammenhänge so sollte uns auch, wie mir scheint, diese Haltung beunruhigen. Sie ist auf keinem Gebiet so auffällig wie in der Frage der deutschen Einigung. Gewiss, die Einigung Deutschlands ist ein heiliges Ziel, und jedermann hat es jederzeit auf den Lippen.

Kein einziger brächte den Mut auf, sich zu erheben und zu erklären, er sei dagegen. Tatsächlich aber sind viele Leute dagegen; andere wiederum sehen der Erfüllung dieses Zukunftstraums mit bösen Ahnungen entgegen. Wieder andere hegen schwere Zweifel – aber alle treten eifrig und begeistert dafür ein, häufig gerade deswegen, weil das Ziel unerreichbar zu sein scheint.

Die Einigung Deutschlands ist ein natürliches Verlangen. Keiner sieht sein Land gern in zwei hermetisch voneinander getrennte Hälften zerrissen. Natürlich sind auch die Deutschen über diesen Stand der Dinge nicht glücklich. Was aber haben sie dann gegen

die Einigung? Zunächst haben sie Angst vor den Russen. Die Einigung würde ein Anwachsen des russischen Einflusses bedeuten, und diese Aussicht missfällt ihnen. Dann haben verschiedene Leute noch verschiedene andere Einwände – von ihrem besondern, ganz persönlichen Standpunkt aus. Ostdeutschland ist in der Hauptsache ein Agrarland und arm. Westdeutschland aber ist ein Industrieland und reich. Infolgedessen würde die Einigung eine Herabsetzung des Lebensniveaus für Westdeutschland bedeuten. Die Christlich-Demokratische Union ist mit der Römisch-Katholischen Kirche eng verbunden, und die Zweiteilung Deutschlands hat die Bundesrepublik zu einem vorwiegend katholischen Staat gemacht. Die Einigung würde, durch die Rückführung der protestantischen Preussen, aus Deutschland wieder einen überwiegend protestantischen Staat machen. Der politische Einfluss der Kirche ist gewaltig. Die Engländer begreifen den politischen Katholizismus nur selten. Die Geistlichen sind es, die dem Volk sagen, wie es wählen, welche Filme es sich ansehen, welche Bücher es lesen, was für Speisen es essen soll. Die *raison d'être* der F.D.P., der Partei des Präsidenten Heuss, ist, dass viele Leute eine antiklerikale oder zum mindesten eine nicht-katholische demokratische Partei wünschen. Bestimmt aber gibt es eine Schicht, die mit dem grossen Einfluss der katholischen Kirche durchaus einverstanden ist. Und das ist die katholische Kirche selber. Die Sozialdemokraten haben das stärkste Interesse an der Einigung Deutschlands, denn durch den Verlust der östlichen Hälfte haben sie ihre wichtigsten Wahlbezirke verloren. Aber auch sie hegen, wie wir gesehen haben, ihre Zweifel an dieser Politik. Schliesslich sind auch die Flüchtlinge gegen die Einigung. Viele von ihnen möchten lieber ihre Familien im Westen vereinigt sehen, als das ganze Land unter dem unvermeidlichen Einfluss der Russen wiedervereinigt. «Krieg ist der einzige Weg, um das Land zu einigen, ohne in die Krallen der Russen zu geraten», hörte ich viele Flüchtlinge sagen, «und wir wollen keinen Krieg. Wenn wir die Wahl zwischen Krieg und Nicht-Einigung haben, dann wählen wir die Nicht-Einigung.»

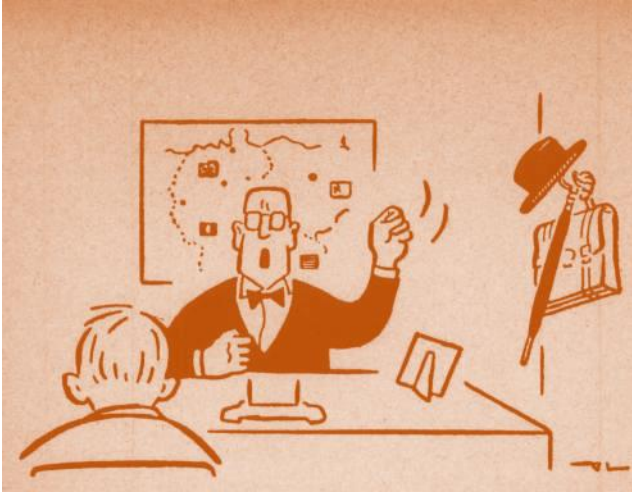
Die Flüchtlingsfrage ist eines der brennenden politischen Probleme des Tages. Aus unbekanntem Gründen finden sich die mei-

sten Leute mit dem Gedanken ab, dass Flüchtling zu sein, keine schmerzliche wirtschaftliche Situation ist, sondern ein politischer Glaube. Die Flüchtlingspartei ist eine gutorganisierte Kraft, aber es ist die Unzufriedenheit, die sie zusammenhält. Wird ein Sozialdemokrat oder ein Nazi zum Flüchtling, so sollte man erwarten, dass er Sozialdemokrat oder Nazi bleibe; doch es verhält sich so, dass er Flüchtling wird, und zwar nicht Flüchtling, weil er Pech gehabt hat, sondern Flüchtling aus Überzeugung. Keine politische Partei ist eine wirkliche politische Partei, wenn ihr letztes Ziel nicht die Erringung politischer Macht ist. Doch selbst die verbissensten Flüchtlinge gehen nicht so weit, sich dieses Ziel zu stecken.

Auch sind die Flüchtlinge nicht vollkommen einig. Etliche Sozialdemokraten oder Christlich-Demokraten oder andere bleiben, was sie vorher gewesen waren. Sie werden nicht Flüchtlinge aus Überzeugung, sondern sind einfach Flüchtlinge. Andere verschmelzen mit der ortsansässigen Bevölkerung, gelangen zu kleineren oder grösseren Stellungen und hören damit auf, Flüchtlinge zu sein. Die Unglücklichen in den Lagern im Norden oder jene, die in Luftschutzkellern leben, bilden das wirkliche Problem. Sie leben im Elend und sind eine Gefahr; sie haben ein Recht auf Unterstützung, weil es ihnen schlecht geht, aber sie haben kein Recht, nur deswegen, weil es ihnen schlecht geht, in die Geschäfte des Landes hineinzureden. Es gibt natürlich auch eine Anzahl berufsmässiger Flüchtlinge – Flüchtlinge nicht aus Überzeugung, sondern aus Geschäftssinn. Selbst sie verlangen nicht, dass eine Regierung von Flüchtlingen, durch Flüchtlinge, für Flüchtlinge ans Ruder kommen soll. Aber sie wünschen, als Flüchtlinge, für die Flüchtlinge und von den Flüchtlingen zu leben. Wieder andere benützen diese Gruppen, um zugunsten ihrer eigenen politischen Ziele einen Druck auszuüben. Mögen die Flüchtlinge nur die Gruppe bilden, solange ihre Nutzniesser mit ihrer Hilfe einen Druck ausüben können! Doch es muss hinzugefügt werden, dass es ungerecht wäre, sämtlichen Leuten, die sich um das Wohlergehen der Flüchtlinge kümmern, böse Absichten unterzuschieben. Wenn die Flüchtlingspartei eine politische Partei ist, so braucht sie Angestellte, Beamte und Führer.

Es wird nicht viel brüderliche Liebe an die Flüchtlinge vergeudet. Ein Flüchtling ist eine Belästigung; er mag eine unschuldige Belästigung sein, eine bedauernswerte Belästigung, eine Belästigung, die Mitleid verdient – aber dennoch eine Belästigung. Vor dem Krieg hat England vielen Flüchtlingen seine Tore geöffnet und sich, alles in allem, gegen sie sehr grosszügig benommen; wer sich aber einbilden sollte, das englische Volk habe die Flüchtlinge geliebt, sei geradezu auf Flüchtlinge aus gewesen und habe sich die grösste Mühe gegeben, alle aufzunehmen, die bereit waren, das englische Gestade mit ihrer Anwesenheit zu beehren, der befindet sich in einem schweren Irrtum. In Deutschland ist es der Norden, der die Flüchtlinge in grosser Zahl gesammelt hat, der Süden, insbesondere Bayern, aber ist es, wo sie sehr unwillkommen sind. Aus drei hauptsächlich Gründen sind sie unwillkommen: 1. haben sie sich als Flüchtlinge organisiert, während die Einheimischen sich nicht als Einheimische organisiert haben; 2. nehmen sie den Einheimischen in einem Lande Arbeit weg, wo die Zahl der Arbeitslosen bereits hoch genug ist. In manchen Teilen des Landes sind sie sogar schon besser dran als die Einheimischen.

In Köln, zum Beispiel, dürfen Einheimische nicht in die Stadt ziehen, wenn sie nicht nachweisen können, dass sie dort eine Beschäftigung haben; die Flüchtlinge aber können ohne Schwierigkeit in die Stadt ziehen. 3. Der stärkste Einwand gegen die Flüchtlinge aber ist, dass sie eben Flüchtlinge sind.



Der Diplomat

Er ist noch ein jüngerer Mann; weit unter fünfzig. Die gesamte Tätigkeit seines Lebens hat dem Auswärtigen Amt gehört, dem er ebenso in Deutschland wie im Ausland gedient hat. Er dürfte Mitglied der Nazipartei gewesen sein, aber wahrscheinlich konnte er sich nicht helfen. Beamte hatten keine Wahl. Eine Weigerung wäre ein sinnloses, unbeachtetes Opfer gewesen. Ich bin übrigens nicht ganz sicher, dass er wirklich Mitglied war. Als ich ihn fragte, gab er mir eine ausweichende, diplomatische Antwort – und ich kann nur annehmen, wenn er nicht Mitglied gewesen wäre, hätte er mir mit einem lauten, nachdrücklichen ‚Nein‘ geantwortet. Zu Beginn unserer Unterhaltung war er behutsam und zurückhaltend. Er hatte nicht viel Vertrauen zu mir und wog seine Worte sorgfältig. Später taute er immerhin auf, sprach mit offenerer Aufrichtigkeit, machte keine Pausen, um nach den richtigen Worten zu suchen, und bemühte sich auch gar nicht, seine Antworten in diplomatische Phrasen einzubetten. Er war ein kluger, gewitzter Mann, und ich vermochte mir nicht völlig klar darüber zu werden, ob seine Aufrichtigkeit echt oder listig einstudiert war. Als unser Gespräch sich dem Ende zuneigte, merkte ich, dass ich, nach dem Inhalt seiner Worte zu schliessen, keinen Grund hatte, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Das ungefähr war es, was er sagte:

«Unsere Probleme sind unlösbar», begann er. «Zum mindesten unlösbar auf kurze Sicht. Wir können und wollen uns mit dem *status quo*, der Teilung Deutschlands, nicht abfinden, und derzeit gibt es nur eine einzige Möglichkeit, diesem Zustand ein Ende zu bereiten – den Krieg. Und wir wollen keinen Krieg.»

«Warum nicht?» fragte ich naiv.

«Wir haben unsere Lektion erhalten. Wir haben zwei Kriege verloren. Wir sind gründlich geschlagen worden. Wir konnten die Kriege nicht gewinnen, als wir eine viel grössere Bevölkerung hatten; als wir mit der Bevölkerung des geeinten Deutschlands rechnen konnten. Jetzt leben achtzehn Millionen Deutsche unter russischer Herrschaft. Wir konnten unsere Kriege nicht gewinnen, als wir über eine grossartige Armee verfügten. Heute liegt die deutsche *Grande Armée* unter russischem Schnee begraben.»

Er machte eine Pause, aber ich sagte kein Wort.

«Wir sind kriegsmüde», fuhr er fort. «Wir wollen nicht einmal mehr eine Armee. Wir sind darauf vorbereitet, eine aufzustellen – das mag zu dem Preis gehören, den wir zahlen müssen, wenn wir vom Westen anerkannt sein wollen, aber im Grunde wollen wir keine Armee. Der Gedanke an eine Armee verbindet sich mit dem Gedanken an Krieg – und vor Kriegen haben wir Angst.»

Er zündete eine Zigarette an.

«Wir pflegten zu zitieren ‚Der Starke ist am mächtigsten allein‘. Das ist dummes Zeug. Wir sind zweimal tüchtig geschlagen worden. Heute sind wir nicht stark, aber wir sind allein. Wir müssen uns dem Westen anschliessen, und der Westen ist ein kostspieliger Klub. Die Gebühren für den Eintritt sind hoch, und der Mitgliedsbeitrag auch. Aber wir müssen sie zahlen. Wir haben nicht Macht genug, um, zum Beispiel, mit Frankreich zu verhandeln, und so müssen wir Konzessionen machen.»

«Eines Tages aber könntet ihr vielleicht dem andern Klub beitreten», sagte ich.

«Dem Ost-Klub meinen Sie? O nein – dazu kennen wir Sowjetrussland zu gründlich. Achtzehn Millionen Deutsche leben unter russischer Herrschaft. Aber ich weiss, dass der Verdacht einer neu-

en Rapallo-Politik in vielen westlichen Gemütern spukt. Wenn wir den Russen gegenüber fest auftreten, so sagt die Aussenwelt: ‚Diese verdammten Deutschen versuchen einen neuen Krieg anzufangen‘. Sind wir nicht fest, so heisst es: ‚Diese verdammten Deutschen sind auf ein neues Rapallo aus‘.»

«Und kommt ein Rapallo tatsächlich nicht in Frage?»

«Das habe ich nicht behauptet», protestierte er, obgleich er es ausdrücklich gesagt hatte. «Warum sollte es überhaupt nicht in Frage kommen? Ich sage nur, dass es trottelhaft wäre. Wir können uns keine Politik eines Mächtiggleichgewichts erlauben – und das würde Rapallo bedeuten. Dazu sind wir zu schwach. Sollten wir versuchen, den Weg nach Rapallo einzuschlagen, so würde er uns nur zu einer dritten Katastrophe führen.»

«Aber die Deutschen haben doch immer mit der Idee eines deutsch-russischen Bündnisses geliebäugelt. Für viele hat es geradezu einen mystischen Zauber», meinte ich. «Gemeinsam, so glauben sie, könnten sie die Welt erobern. Deutsche Intelligenz und russische Volkskraft. Die Deutschen vertrauen auf ihre überlegene Intelligenz und sind überzeugt davon, dass sie nicht von der russischen Macht aufgesogen werden können. Sie könnten Russland nicht mit Waffengewalt erobern; wie aber wäre es mit einer Eroberung dadurch, dass sie sich die Russen dienstbar machen? Das ist um so viel leichter; und weniger auffällig.»

«Manche Leute mögen solche Ideen im Kopf haben. Ganz allgemein gesprochen aber ist die Furcht stärker als irgendein Glaube an unsere überlegene Intelligenz, Gründlichkeit, Arbeitskraft. Wir haben tatsächlich Angst – vielleicht zum ersten Mal in unserer Geschichte. Und das wird uns ganz gut tun.»

«Gibt es niemanden, der den Krieg will?»

«Es gibt achtzehn Millionen Deutsche, die den Krieg wollen. Die ganze Bevölkerung der Ostzone. Sie schreien nach einem Befreiungskrieg, obgleich sie nur zu gut wissen, was der Krieg bedeutet. Aber sie sind verzweifelt. Sie haben jetzt sehr lange unter russischer Herrschaft gelebt, und sie haben genug davon. Doch – so wichtig und gefährlich das sein mag – dies ist der einzige Faktor einer Ungewissheit.»

«Werden die Russen einen Krieg anfangen?»

«Alle unsere Sachverständigen sind sich darüber einig, dass es nicht dazu kommen wird. Der Westen muss fest sein, aber ohne zu provozieren. Dann werden die Russen nie einen Krieg anfangen.»

«Und die Amerikaner?»

«Das weiss ich nicht. Aber wenn man alles in Betracht zieht, glaube ich es nicht.»

«Und wie lautet Ihre Lösung auf lange Sicht?» fragte ich. «Sie wollen sich nicht mit dem *status quo* abfinden, Sie sagen, der Krieg sei der einzige Ausweg daraus, und doch sind Sie entschieden gegen den Krieg.»

«Unsere Ansicht – das heisst die offizielle Ansicht – beruht auf langfristigen Hoffnungen und Berechnungen. Für weitere acht oder zehn Jahre müssen wir uns mit der gegenwärtigen Lage abfinden. Dann wird vielleicht eine ehrliche Regelung zwischen Osten und Westen möglich sein. Die Russen mögen einer Wiedervereinigung auf Grund annehmbarer Bedingungen zustimmen – wenn all ihre Besorgnis, all ihr Verdacht zerstreut ist. Unsere Hoffnungen können enttäuscht werden, aber einen andern Weg gibt es nicht.»

Ich ging auf ein anderes Thema über und fragte ihn, ob, seiner Meinung nach, der Nazismus in Deutschland tot sei.

«Nicht vollständig. Im Innern und für die Deutschen war die nationalsozialistische Regierung nicht gar so schlimm. Sie schuf einen sozialen und wirtschaftlichen Standard, der sich schwer übertreffen lässt. Ich glaube, dass das Führerprinzip der wahre Fluch des Nazismus war. Keiner durfte denken, jeder hatte blind den Befehlen zu gehorchen. Jeder war nur dem Führer allein verantwortlich... Hitler meine ich.»

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

«Legen Sie die individuelle Verantwortlichkeit auf die Schultern der Menschen, und damit werden viele Probleme gelöst werden. Schliesslich sind die demokratischen Einrichtungen in Deutschland ebenso alt wie bei irgendeinem andern Volk. Gewiss, es hat einen beklagenswerten und sehr ernsten Bruch gegeben, aber unsere sogenannte Umerziehung muss nicht von Null anfangen. Heutzutage scheint der Patriotismus ein Verbrechen zu sein – aber wir sind nicht bereit, diese Theorie gelten zu lassen. Auch wurde der preus-

sische Drill als furchtbare Drohung für die Welt angesehen, und es ist nicht meine Sache, ihn zu verteidigen. Doch nach dem Ausbruch des Koreanischen Krieges finden viele Leute im Westen ihn doch nicht mehr ganz so schlimm wie vorher.»

Ich brauchte ihn nicht länger mit Fragen zu bedrängen. Unsere Unterhaltung hatte sich zu einem Monolog entwickelt.

«Das Schlimmste ist, dass Ermüdung und Enttäuschung vorherrschend geworden sind. Kein Mensch kann in Abrede stellen, dass der Wiederaufbau in grossartigem Ausmass eingesetzt hat, und das bedeutet eine grosse Hilfe. Millionen Hausfrauen haben die Unabhängigkeit ihrer eigenen Küche wieder – und das ist ihnen wichtiger als die politische Unabhängigkeit. Im Ganzen aber ist das deutsche Volk enttäuscht. Der schwerste Schlag ist es, dass der Schatten eines neuen Kriegs über unseren Köpfen schwebt. Aber es gibt auch andere.»

Er hielt inne, als überlegte er, ob er ganz offen zu mir sprechen dürfe. Und nach kurzer Pause fuhr er fort.

«Die deutsche Armee hat im Jahre 1943 ihren Rückzug begonnen, und insbesondere in den letzten Stadien des Krieges hat sie zuerst unsere Grenzen und dann unseren Boden verteidigt. Dadurch hatten viele den Eindruck erhalten, der Krieg sei ein Verteidigungskrieg; ein heiliger Krieg für die Unversehrtheit des Vaterlands. Das Gedächtnis war, wie immer, kurz, und die Leute vergassen schnell, wie das alles angefangen hatte. Dann glaubten unsere Leute, es seien tatsächlich die Amerikaner gewesen, welche die Russen an die Elbe gebracht hatten. Keine sehr intelligente Auffassung, das muss ich zugeben, aber eine sehr weit verbreitete.»

Ich begann zu begreifen, worauf er hinauswollte.

«Nach dem Jahr 1945», fuhr er fort, «waren die Deutschen bereit, sich einem moralischen Urteil zu unterwerfen. Die Wahrheit wurde allzu offenbar. Wir hatten einen Massenmord auf dem Gewissen. Wir haben Geiseln getötet. Wir haben den Krieg begonnen. Doch sechs Monate nach Kriegsende begann das Pendel nach der anderen Seite zu schwingen, und so schwingt es seither noch immer.»

Ungeduld, ja, sogar Leidenschaft schlich sich in seine Stimme ein.

«Die moralische Anmassung der Alliierten brach zusammen.

Hunderttausende von Deutschen wurden aus der Ostzone vertrieben; Plünderungen waren wohl nicht allgemein, aber ganz gewiss nicht selten. Die alliierten Soldaten betätigten sich auf dem schwarzen Markt, tausende von Frauen wurden von den Russen vergewaltigt, es gab wieder Konzentrationslager, grosse Teile des Volkes wurden verurteilt, und zwar nicht wegen individueller Verbrechen, sondern weil sie bestimmten Organisationen angehört hatten. Die westliche Polizei prügelte und folterte Deutsche, unsere Generäle sassen im Kerker wegen Verbrechen, begangen im Partisanenkrieg, während in Korea, als Vergeltungsmassregel, ganze Dörfer niedergebrannt wurden.»

Seine moralische Entrüstung war eindrucksvoll. Offenbar meinte er jedes Wort durchaus ernst. Ich wollte nicht mit ihm diskutieren, jetzt aber musste ich doch etwas sagen, um das Gespräch in Gang zu halten.

«Selbst wenn all das wahr wäre», sagte ich, «können die Verbrechen der Alliierten sich mit denen der Deutschen messen? Oder machen sie sie entschuldbar?»

Er wusste, dass er mit seinen Worten weiter gegangen war, als er beabsichtigt hatte. Nun aber war es zu spät für Ausflüchte, und er war nun einmal im Zuge.

«Nein», erwiderte er, noch immer sanft und höflich, aber mit unverkennbarer Leidenschaft in der Stimme. «Sie lassen sich nicht mit ihnen messen – doch das hat gewiss nichts mit dem moralischen Teil der Frage zu tun. Und sie machen sie auch nicht entschuldbar. Aber wir haben den Eindruck... ja, wir haben den Eindruck, wir mögen wohl Schweine gewesen sein, aber die Anderen sind auch Schweine.»

«Und das ist die Schlussfolgerung Ihrer Analyse der Aussenpolitik Nachkriegsdeutschlands?»

Seine Blicke massen mich wütend. Dann erwiderte er mit vollendeter Höflichkeit und Gelassenheit:

«Wir nähren keinen Hass. Einer muss schliesslich beginnen, eine vernünftigere Haltung einzunehmen. Der Hass muss aus dieser Welt verschwinden.»

Eine grosse Erleichterung überkam mich. Am Ende war er doch bereit, uns zu verzeihen.



Die Ruhrbarone

Wer herrscht in Deutschland? Diese Frage stellte ich mir während meiner Reise häufig. Ich entsann mich unheimlicher Geschichten von den Ruhrbaronen, diesen berüchtigten, unheilvollen Drahtziehern und grauen Eminenzen, die im Dunkeln hausten und von dort aus Weltkriege entfesselten. Auf Grund meiner politischen Anschauungen muss ich natürlich in diesen Männern Feinde erblicken. Ich war in einer Zeit aufgewachsen, da es unbedingt notwendig war, ein linksgerichteter Intellektueller zu sein, und es kostete mich lange schwere Mühe, bis es mir gelang, ein linksgerichteter Unintellektueller zu werden – wie das heute Mode ist, wenn man nicht gerade unter sechzig ist und es vorzieht, ein junger Konservativer zu sein. Ja, mein politisches Gewissen brachte mich in stärkste Opposition zu den Ruhrbaronen, aber als Individuum – ich meine, nicht in meiner Eigenschaft als Wähler, sondern in meiner Eigenschaft als Geschichtsbeflissener – musste mir ein Mann Eindruck machen, der einen Krieg begonnen hat, mochte dieser Krieg auch noch so klein sein. Es war, offen gestanden, immer mein Wunsch, Millionär zu werden, und nur die neuen englischen Steuergesetze haben mich veranlasst, diesen Wunsch aufzugeben. In

meiner Jugend gab es einen langen Abschnitt, da ich die Waffenfabrikanten sozusagen als die Bösen im modernen Märchen ansah. Ich las Shaws Vorrede zu ‚Major Barbara‘, wie ich zehn Jahre vorher die Grimm’schen Märchen gelesen hatte. Es schien mir ungerrecht, die Kerle, die Waffen fabrizierten, für unsere ganze Torheit verantwortlich zu machen. Es ist ja so leicht, sich gegen Leute zu schützen, die Kanonen erzeugen und sie einem verkaufen wollen – nicht schwerer, als sich gegen Leute zu schützen, die Kaugummi erzeugen und es einem verkaufen wollen. Man braucht ihre Waren ja bloss nicht zu kaufen.

Ich meinte immer, Wiederaufrüstung und das Profitmotiv hätten viel weniger miteinander gemeinsam, als mein Vorfahre, jener frühe linksgerichtete Intellektuelle Karl Marx behauptet hatte. Individuelle Profite sind entweder gut oder böse; sind sie aber böse, dann ist der Profit an Kaugummi oder Butter ebenso schädlich wie der Profit an Kanonen. Oder aber – die Erzeugung von Waffen ist entweder unrecht oder nötig; ist sie unrecht, dann ist die Aufrüstung eines sozialistischen Staates um nichts weniger gefährlich, weil kein Privater daran profitiert.

Da ich das Mysterium der Ruhrbarone aufklären wollte, fuhr ich nach Düsseldorf. Die Stadt wird ein ‚kleines Paris‘ genannt, was sie nicht ist. Aber sie ist heiter, elegant, reich und, wie alles in Deutschland, halb in Trümmern. Bald nach meiner Ankunft ging ich in ein Zigaretengeschäft und verlangte eine bestimmte Virginiazigarette. Der Verkäufer reichte mir eine Blechschachtel, die zwanzig Zigaretten enthielt, und liess mich wissen, dass sie acht Schilling kosteten. Dann fragte er mich – ein wenig verächtlich – ob das gut genug sei, oder ob ich etwas Besseres wünschte. Da ich ein unheilbarer Snob bin und der überlegenen Haltung von Kellnern, Portiers, Conciergen und Zigaretten Verkäufern gegenüber stets hilflos, erwiderte ich ebenso verächtlich, ich würde den Mist einmal versuchen, den er mir verkauft hatte, weil ich gern dann und wann minderwertige Zigaretten rauchte, die mich husten machten. Nicht allzu oft, setzte ich vorsichtshalber zu, damit er nicht etwa auf den Gedanken käme, ich sei kein Millionär. Die Zigaretten waren übrigens ausgezeichnet, und ich habe nirgends in Deutschland

so gute und so teure wiedergefunden; nicht dass ich übrigens danach ausgeschaut hätte.

Das Hotel, wo ich mit meinem Gewährsmann beim Mittagessen zusammentraf, war das luxuriöseste, geschmackvollste, schönste, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe – und da sind die besten englischen, amerikanischen und Schweizer Hotels inbegriffen. Zum Mittagessen gab es Hummer in Aspik, dann *mixed grill*; man hätte das Fleisch auf Brot legen und essen können, so zart war es. Die verschiedenen Beilagen, Gemüse und Kartoffeln, waren von den besten Bildhauern Deutschlands geformt worden. Dazu tranken wir weissen Rheinwein – man konnte die Süssigkeit des Sonnenscheins auf der Zunge spüren – und zum Schluss servierte man uns *Pêche Melba*, vom besten deutschen Dichter in Verse gebracht. Als wir beim Kaffee angelangt waren, hatte meine Demoralisierung einen so hohen Grad erreicht, dass mein Gegenüber meine Zustimmung zu einem kleinen Krieg in Asien verlangt haben könnte, ohne dass ich gewusst hätte, was ich darauf erwidern sollte.

Welchen Beruf mein Genosse ausübte, weiss ich nicht. Er war kein Ruhrmillionär, aber er hatte mit der Ruhr und ihren Millionären irgendetwas zu tun. Unglücklicherweise kann man seine vertrauten Freunde nach allem fragen, nur nicht nach Namen und Beruf. Den Namen meines Freundes kannte ich – es war unmöglich, diesen Namen nicht zu kennen – und ich wusste auch, dass er ein reizender, witziger und sehr gut informierter Mann war. Und damit gab ich mich zufrieden.

Zunächst fragte ich ihn, wer, ausser mir, der es gerade getan hatte, sich leisten könne, acht Schilling für ein Päckchen Zigaretten zu bezahlen? Und wer ein Mittagessen in diesem Hotel bezahlen könne? Viele Leute, erwiderte er. Vor zwei Jahren habe es in der Ruhr etwa achtzehn oder zwanzig Millionäre gegeben, heute seien ihrer zweihundert. Jeden Tag würden grosse Vermögen gemacht und ausgegeben. Der Koreanische Krieg habe die Preise in die Höhe schnellen lassen, und in Düsseldorf oder Essen könne man für Dollars alles haben. Stahl werde zu unglaublichen Preisen gekauft, und die Verkäufer oder eher noch die Mittelsmänner prunk-

ten jetzt in mächtigen amerikanischen Wagen mit Chauffeuren und lebten in ihren eigenen, mit Zentralheizung versehenen Schlössern. Das Schlimme an den deutschen Millionären ist, dass sie anscheinend Geschmack haben, und das ist recht ärgerlich. Alles in allem ist das ein entmutigender, widerwärtiger Stand der Dinge. Doch andererseits muss man zugeben, dass der Koreanische Krieg nicht von den Ruhrmillionären oder andern Rüstungsmagnaten begonnen worden war.

Mein Gefährte erzählte mir von den Dezentralisationsgesetzen – der Zerschlagung der Ruhr macht und dem grossen und immer noch wachsenden Einfluss der Gewerkschaften. Er war durchaus sachlich und unterliess jeden Kommentar. Die Trusts waren zerschlagen worden, die zwölf grössten liquidiert und in achtundzwanzig kleineren Gesellschaften reorganisiert. Die Verwaltung der Stahl- und Kohlenindustrie lag in den Händen von zwölf Vertrauensmännern – sie stellten die höchste Behörde dar, und man nannte sie sie ziemlich respektlos die Zwölf Apostel. General Clay hatte diese Apostel ernannt: vier waren Gewerkschaftler, vier frühere Besitzer und vier Unabhängige. Wovon unabhängig, das verriet er mir nicht. Die Engländer und Amerikaner hatten dreiundzwanzig neue Gesellschaften gegründet, und deren Direktion besteht aus je drei Männern, darunter stets ein Gewerkschaftler. Acht dieser dreiundzwanzig Verwaltungen haben Gewerkschaftler als Vorsitzende. Gleiches Recht für die Vertreter der Arbeiter bei der Beschlussfassung in allen Fragen der Produktion ist eines der grössten Probleme. Manche Ruhrfirmen haben sich damit abgefunden, andere erklären, sie würden lieber den Laden schliessen, als das mitzumachen. Mein Freund berichtete mir noch zahlreiche andere Einzelheiten dieser Art. Ich möchte hier nicht alle Daten wiederholen, aber meine Schlussfolgerung – bestärkt von anderen Gewährsmännern, unter ihnen auch aus Arbeiterkreisen – war, dass die Ruhr wohl noch immer ausserordentlich mächtig ist, ihr politischer Einfluss aber sich wesentlich vermindert hat. Das heisst, ihr Einfluss, soweit die deutsche Innenpolitik in Frage steht; und derzeit – weil die Rückschläge, welche die Ruhrbarone erlitten haben, wieder ausgeglichen werden können. Heute aber wird Deutschland, so verblüffend das auch scheinen mag, von seiner Regierung regiert.

Gleichzeitig hat die Ruhr in den Augen der westlichen Alliierten grosse Bedeutung. Die Franzosen haben Angst, von der Ruhr aufgefressen zu werden, wie sie bei verschiedenen früheren Gelegenheiten halb aufgefressen worden sind; die Engländer haben Angst vor der Konkurrenz auf den Weltmärkten; die Amerikaner sind ziemlich gleichgültig, aber ihnen kann die einfache Tatsache auch nicht entgehn, dass ein Ruhrbaron kaum Kommunist sein wird. Andererseits entgeht ihnen auch die einfache Tatsache nicht, dass die Ruhrbarone, wohin immer ihre politischen Sympathien gerichtet sein mögen, sich überreden lassen würden, Stahl oder was es sonst sein mag, jedem Kunden, ohne Rücksicht auf sein politisches Credo zu verkaufen. Für die grossen Geschäftsmänner ist der Anti-Kommunismus kein Ideal, sondern einfach eine Methode, eine ferne Bedrohung ihres Geschäfts zu bekämpfen; nichts aber ist für das Geschäft ganz so ungünstig, als keines zu machen. Die Gewerkschaftler in den Direktionen hemmen den Handel mit den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang, so gut sie können; und die neuen Gesetze erschweren ja auch diese Praktiken. Wenn sich herausstellt, dass eine Ruhrfirma nach dem Osten verkauft, so kommt sie auf die schwarze Liste. Und darum sind viele Firmen genötigt, an Russland und dessen Satelliten über neutrale oder verbündete Länder zu verkaufen. Diese Methode lässt die Preise steigen, und das wird als kluger politischer Schachzug angesehen.

Doch das Steigen der Preise ist nicht die einzige Sicherung für unsere Zukunft. Es gibt noch eine andere. Wir zahlen Krupp Entschädigungen – schliesslich waren wir es ja, die seine Fabriken bombardiert haben. Wir ermutigen Krupp und andere Firmen, Waffen zu erzeugen. Manche törichten Leute ziehen darüber die Stirne kraus. Sie verstehen das nicht. Würde die Ruhr Autos, Kühlschränke und elektrische Brotröster produzieren, so würde das eine Konkurrenz auf den Weltmärkten bedeuten, und das wäre höchst gefährlich. So verleiten wir diese Firmen dazu, Kanonen, Düsenflugzeuge, Raketenbomben und ähnliches Spielzeug herzustellen, das nicht auf dem freien Markt verkauft werden kann. Das ist doch ein wahrhaft meisterhafter Plan, um unsere Sicherheit zu verbürgen.

Der Kaffee im Hotel war unvergesslich. Ich trank eine zweite Tasse. Als wir schieden, wies mein Gefährte auf einen Kellner und bemerkte: «Falls Sie je Stahlblech brauchen sollten, kann dieser Kellner Ihnen immer behilflich sein.»

Im Augenblick brauchte ich kein Stahlblech. Aber dieses Wissen machte mich stolz. Es ist doch nett, in der Welt der Hochfinanz seine eigenen kleinen Beziehungen zu haben!



Das Vierte Reich

Lange Zeit vermochte ich den feinen Unterschied nicht zu verstehen, den die Leute zwischen den Neonazis und den alten Nazis machen. Gibt es da einen Unterschied im Programm oder in der Ideologie? Oder war das nur ein passender Hinweis auf das Jahr der Entstehung? Ich vermutete – falsch, wie die meisten Vermutungen sind – die neuen Nazi blickten in die Zukunft und trennten sich von Hitler, während die alten noch sehnsüchtig von Ruhm und Glanz der Vergangenheit zehrten und die Erinnerung an den Führer lebendig zu halten versuchten.

Doch es gibt in Deutschland keinen bemerkbaren Hitlerkult. Hitler ist tot und vergangen. Die psychologische Geschichte des Hitlermythus dürfte recht interessant sein und ist eine typisch deutsche Erscheinung. Zuerst wandte Hitler sich von seinem Volke ab, und dann wandten sich die Deutschen von Hitler ab. Die Schwierigkeit mit Hitler lag darin, dass er nicht einmal ein guter Nazi war. Er erfand die Ideologie der Herrenrasse, füllte die deutschen Köpfe mit einem Haufen dummem Zeug, hatte diese Lehren aber selber

nie wirklich angenommen. Er verachtete immer die Massen und glaubte an den Helden – an sich selbst – im Nietzsche'schen Sinn des Wortes. Die Eroberung der Erdkugel sollte eine ‚Ein-Mann-Ausstellung‘, die Leistung eines einzigen Mannes sein, das deutsche Volk aber nichts als ein Instrument, darauf er, der grösste Künstler aller Zeiten, spielte. Doch als er versagte, wurde sein Versagen dem Instrument zugeschrieben. Er habe versagt, erklärte er, weil das deutsche Volk der Aufgabe nicht gewachsen war, die er ihm gestellt hatte, und auch weil es den grössten Deutschen aller Zeiten, wie er sich kurz und schlicht zu nennen liebte, im Stich gelassen hatte. Die Deutschen hätten sich feige gezeigt, fügte er hinzu, und das deutsche Volk habe ihn nicht verdient. Und vielleicht stimmt das auch.

Die Deutschen – selbst die gläubigsten Anhänger des Führers – lehnen diese Erklärung entrüstet ab. Es war Hitler, der versagt hatte; Hitler war es, der seine grosssprecherischen Verheissungen nicht gehalten und sich den Folgen seiner Taten auf die feigste Art entzogen hatte. Diese ‚feigste Art‘ ist in ihren Augen eine schwere Belastung. Sie alle machen Hitler aus seinem Selbstmord einen Vorwurf. Er hätte, den Revolver in der Hand – seltsam genug, wird nie jemand von einem Gewehr reden; immer ist es ein Revolver – bei der Verteidigung des Vaterlandes fallen sollen. Natürlich wissen sie, dass solch eine Geste für das Vaterland nicht den geringsten Unterschied ausgemacht hätte, aber die Deutschen haben stets auf Förmlichkeiten gehalten, und im ‚Guten Ton für Führer‘ § 107 steht ausdrücklich: ‚Hat ein Führer sein Volk in einen Weltkrieg gestürzt und verliert ihn, dann muss er, den Revolver in der Hand, kämpfend fallen.‘ Ja, alle einstigen Nazi bleiben dabei, dass als Held auf den Barrikaden zu fallen, herrlich und bewundernswürdig gewesen wäre, Selbstmord zu begehen und seine Leiche verbrennen zu lassen dagegen, sei ein bequemer, einfacher Ausweg aus allen Schwierigkeiten. Ein Held muss kämpfend fallen. Der Selbstmörder, der anordnet, seine Leiche müsse verbrannt werden, wird als Hedonist, als Epikuräer angesehen, als ein Mensch, der sich bis zu seinem Ende unernster Unterhaltung und leichtfertigen Vergnügungen ergibt. «Der Kaiser hat uns im Stich gelassen und der Führer auch... Hitler meine ich», sagen sie, lassen eine rührende

Träne über die Wange rollen, und die armen Kerle müssen einem, ob man will oder nicht, leid tun.

Diese Art zu erwägen, ist in den früheren Nazikreisen weit, fast allgemein verbreitet. Diese Theorie ist ein Rettungsgürtel, mit dessen Hilfe sie einen ideologischen und psychologischen *salto mortale* auszuführen versuchen. Wenn Hitler in irgendjemandes Augen ein Held ist, möchte man doch glauben, dass sein Tod der Sage nichts anhaben sollte. Wer aber so denkt, der begreift die Notwendigkeit der eben erwähnten Theorie nicht. Diese Theorie erlaubt Hitler, bis zur letzten Stunde ein Held zu bleiben, wodurch seine Anhänger gerechtfertigt sind, wenn sie bis zum bitteren Ende bei ihm ausgehalten haben; dann aber, am Tage seines Selbstmords, wird er zum Feigling, zum Schurken, und damit rechtfertigen die früheren Anhänger, dass sie sich im Augenblick seines Sturzes von ihm abgewandt haben.

Die Neonazi werden ‚neu‘ genannt, weil sie die alten sind. Ich fand sie recht enttäuschend. Hitlers böser Geist war es, der die Nazipartei erfolgreich und gefährlich werden liess. Eine Nazibewegung ohne Hitler – oder ohne einen Hitler – ist ein Chaplinfilm ohne Chaplin. Es ist wohl überflüssig, zu betonen, dass damit keinerlei Vergleich zwischen dem grossen Künstler und dem verstorbenen deutschen Führer gezogen werden soll. Die Neonazigruppen setzen sich zumeist aus Leuten zusammen, die der alten Nazibande angehört hatten, und ihre Zahl ist durch unzufriedene und widerspenstige Elemente angeschwollen, die in jedem Land und unter jeder Regierungsform Nazi sind. Ihr Phrasenschatz und ihr ungebildetes Gewäsch sind ein Widerhall der Redensarten ihrer Vorgänger, und sie versuchen – nicht ganz erfolglos übrigens – die Unzufriedenheit der Flüchtlinge und anderer Leute auszubeuten, die schlecht behandelt wurden oder es sich doch einbilden. Ich habe mit vielen von ihnen gesprochen. Der eine, dessen Worte ich zitieren will, sprach aus seinem Lehnstuhl zu mir, als stünde er auf einer Estrade, von Fahnen und Sturmtrupplern umgeben, und als wäre ich eine begeisterte Menge von zwanzigtausend Menschen. «Wir wollen weder den Westen noch den Osten. Wir wollen die Wiederaufrüstung, aber unter rein deutscher Führung ... es ist eine Schande, dass Ge-

neräle wie Kesselring und Manstein im Kerker schmachten. Der Klassenkampf muss aufhören. Deutschland muss wieder zum Brennpunkt Europas werden. Deutschland muss geeint sein. Die Arbeiter müssen in allen Fragen zu Rate gezogen werden, aber sie dürfen bei der Verwaltung der Industrie nicht mitzureden haben‘.

Der Monolog nahm seinen Lauf, und der Sprecher begann sich, in bester Hitlertradition, zu wiederholen.

«Deutschland muss unabhängig sein. Wir verlangen gleiche Rechte für alle Völker. Wir werden niemandes Lakaien sein. Weder des Ostens noch des Westens.. » Und so ging es weiter.

Tito ist einer ihrer Helden. Er ist das Haupt eines kleinen Staates, der jedem Druck standgehalten hat. Er trotzte dem Osten wie dem Westen – so wurde mir erklärt. Die Neonazi zitieren Titos Äusserungen und fragen: »Haben Sie seit dem Jahre 1945 aus dem Mund irgendeines Deutschen so männliche Worte gehört?!«

Sie sind gegen die deutsche Regierung, und sie sind gegen die Opposition. Sie verurteilen die Verschwendung – ein sicherer Weg für Demagogen. «Die jetzige Regierung gibt mehr aus, als das Reich, samt den Kosten der SA und der SS, ausgegeben hat.»

Ich fragte meinen Gewährsmann, ob er im Ernst glaube, das Reich sei alles in allem gar so billig gewesen. Ich, für meine Person, sagte ich, hätte es nicht gerade als einen besonderen Gelegenheitskauf angesehen. Statt mir zu antworten, bemerkte er, wenn man einen Strich von Helmstedt nach Bonn zöge und alle zwei Meilen einen Stein aufstellte, so könnte man auf jeden Stein einen deutschen Minister setzen – in dieser Berechnung waren natürlich auch die Minister der einzelnen Länder eingeschlossen. Sie – die Neonazi, genannt Sozialistische Reichspartei – seien keine Nazi; es sei eine Verleumdung, sie Nazi zu nennen. Sie seien gute Demokraten, fuhr er fort, und alles, was sie wünschten, sei eine echte demokratische Ordnung. Gleichzeitig aber schienen sie es nicht weiter zu verübeln, wenn man sie Neonazi nannte. Das war schliesslich eine gute Propaganda und lenkte viel Aufmerksamkeit auf sie.

Ihr Führer, Ernst Otto Remer, gehört zu einer besondern Kategorie. Er war Kommandant des Bataillons Grossdeutschland zur Zeit des Attentats vom 20. Juli auf Hitlers Leben. Remer und seine

Truppe spielten bei der Niederschlagung der geplanten Revolte eine grosse Rolle, und sein wesentlichstes Interesse ist es heute, sich zu rechtfertigen. Die Nazi seien Deutschlands gesetzmässige Regierung gewesen, so argumentiert er, Deutschland habe einen Kampf auf Leben und Tod geführt, und wer Deutschland den Dolch in den Rücken zu stossen versuchte, war ein Verräter. Für Remer ist die Zeit im Juli 1944 stehn geblieben – wie sie ja tatsächlich für viele Politiker verschiedensten Kalibers, verschiedenster Anschauung und Denkweise irgendeinmal stehn geblieben ist.

Ich kenne einen ehrenwerten ungarischen Staatsmann, der' in den Jahren 1918/19 in der ungarischen Politik eine bedeutende Rolle gespielt hat und Menschen und moderne politische Ereignisse noch immer unter dem Gesichtswinkel des Jahres 1918 beurteilt. Wenn Senator Taft in Oklahoma eine Rede hält oder Mossadek im englisch-persischen Ölstreit eine Massnahme ergreift, so scheinen, überraschend genug, diese Ereignisse in engem Zusammenhang mit dem zu stehn, was sich im Jahr 1918 in Ungarn begeben hat. Einen andern Freund hatte ich, dessen grosse Tage zur Zeit von General Gömbös' halbvergessener, halbfaschistischer, halbdiktatorialer Regierung anbrachen. Für meinen Freund hört die Weltgeschichte in der Mitte der dreissiger Jahre auf, und die Menschheit kann in zwei Gruppen geteilt werden: Anhänger und Gegner von Gömbös. Es hat gar keinen Zweck, ihm zu erklären, man habe keine Ahnung, wer dieser Gömbös überhaupt gewesen sei.

Oder denkt nur an Mr. Winston Churchill. Seine Grösse und die unsterblichen Verdienste, die er sich um sein Land und die ganze Welt erworben hat, stehen wohl ausser Frage. Doch seine grösste Stunde brach im Jahr 1940 an, als Augen und Hoffnungen der Welt auf ihn gerichtet waren, als er auf stehn konnte und nichts zu bieten hatte als ‚Blut, Mühsal, Tränen und Schweiss‘. Jetzt, zwölf Jahre später, während seiner zweiten Amtsperiode, kann er nicht umhin, bei der leisesten Provokation aufzufahren und uns noch ein wenig mehr Blut und Schweiss anzubieten. Das ist die Macht der Gewohnheit! Mehr als einmal haben wir alle Mr. Churchill im Unterhaus auf stehn gesehen, um der Nation zu sagen, dass wir Bankrott und

Zusammenbruch entgegentrieben, dass drastische Massnahmen erforderlich seien und wir eine neue Dosis Blut und Schweiss brauchten. Bald darauf musste sein Kanzler auseinandersetzen, der Premierminister meine, die Dinge seien ausgesprochen rosig, wenn sie auch noch rosiger sein dürften. Die strengen Massnahmen erwiesen sich als eine neue Wirtschaftskonferenz des Empires – was gewiss schlimm genug war, doch nach all den Drohungen eher als angenehme Enttäuschung wirkte. All das verringert weder Mr. Churchills Grösse noch den Wert seiner historischen Verdienste; aber es zeigt – und dass manche Leute manchmal daran erinnert werden, schadet gar nichts – dass auch der grosse Mann nur ein Mensch ist.

Remers Beschäftigung mit dem Attentat vom 20. Juli ist eine wichtige Monomanie. Er bedarf einer politischen Bewegung, um sich selber zu rechtfertigen, und zwar einer neonazistischen Bewegung. In dieser Beziehung gleicht er Adolf Hitler. Hitler entfesselte einen Weltkrieg, weil einige Juden ihm auf die Füsse getreten waren, weil er nur ein Österreicher und kein wirklicher Deutscher war, und weil er in der Armee nicht über den Rang des Gefreiten hinauskommen konnte. Damit will ich gewiss nicht sagen, alle früheren österreichischen Gefreiten mit einem Groll gegen die Juden seien ebenso gefährlich; die Umstände begünstigten Hitler und er war ein Genie erster Grösse. Remer ist kein Genie – weit entfernt davon. Aber wir wissen nicht, welche Umstände ihm helfen oder ihn stürzen werden, und ob Deutschland, Europa und die Menschheit bereit sein werden, einen Preis dafür zahlen, damit er mit seinen schweren Zweifeln an der Richtigkeit oder Unrichtigkeit seines Verhaltens am 20. Juli 1944 fertig werden kann.



Auf der Suche nach einem Nazi

Ich bin nicht der Anwalt der Nazi. Ich muss rund heraus erklären, dass ich sie nie leiden konnte. Doch während ich in Deutschland war, gab es eine Zeit, da ich mich ihnen beinahe mit einer Spur von Sympathie zuwandte. Der allgemeine Verrat der Nazisache hat mich traurig gestimmt. Schliesslich hatte die Nationalsozialistische Partei Millionen Mitglieder gehabt; ihr hat die begeisterte Treue breiter Massen gehört. ‚Gibt es denn keinen einzigen Menschen mehr in Deutschland‘, so fragte ich mich, ‚der sagen würde: ‚Ich war ein Nazi, ich bin ein Nazi. Ich glaube, dass die Nazi recht hatten?‘ Menschen, die einem erklären, sie seien stets glühende Antinazi und Kämpfer für die Demokratie und die Freiheit des Individuums gewesen, mögen die Wahrheit sprechen, sie können aber auch Lügner sein. Andererseits muss ein Mann, der bekennt, dass er Nationalsozialist war und noch ist, über ein gewisses Mass an Mut und Überzeugung verfügen.

Lange Zeit aber war ich nicht imstande, in Deutschland einen Nazi zu finden. Keinen einzigen, der von all den Millionen übriggeblieben wäre! Ich hielt überall Ausschau, ich begegnete vielen

Leuten, die behaupteten, sie würden einige Nazi persönlich kennen oder hätten doch einen oder den andern in nächster Nähe gesehen. Bat ich sie aber, mir einen vorzuführen, so verflüchtigten sich diese sagenhaften Nazi vollständig. Vielleicht weigerten sie sich, meine Bekanntschaft zu machen – so glaubte ich einige Zeit lang. Doch das war keine Erklärung. Ich lernte viele Menschen kennen, die über alle Dinge mit der grössten Offenheit zu mir sprachen, und schliesslich war ich doch nur auf der Suche nach einem einzigen Beispiel – einem, der von den vielen Millionen übriggeblieben wäre.

Manche Erscheinungen nahm ich wahr, die mich an den Nazismus gemahnten. Von der Neonazipartei habe ich bereits gesprochen. Die Sozialistische Reichspartei neonazistisch zu nennen, ist nur eine Bequemlichkeit und keine voll berechnete Bezeichnung. Und am Ende suchte ich doch einen alten Nazi, keinen neuen; ich suchte einen, der sich selber als Nazi bezeichnete, nicht aber von seinen politischen Gegnern als solcher bezeichnet wurde. Ich wusste wohl, dass in verschiedenen Ämtern – vor allem im Ausserministerium – zahlreiche frühere Mitglieder der Nazipartei noch immer auf ihren Posten ausharrten. Aber ich hatte keine Möglichkeit, dieses Problem gründlich zu erforschen. Kein Zweifel – die Tatsache liess sich nicht abstreiten. Was aber hatte sie zu bedeuten? An sich noch sehr wenig. Beamte in den verschiedenen Ministerien hatten der Partei beitreten müssen, ob sie nun wollten oder nicht, und wir können Menschen, die gezwungen waren, Parteimitglieder zu werden, nicht ohne Weiteres als Nazi bezeichnen, ohne doch etwas mehr von ihnen in Erfahrung gebracht zu haben. Kein Gutgläubiger wird behaupten, dass Adenauer bereit wäre, Nazi zu beschützen – das heisst, Leute, die mehr taten, als lediglich formell der Partei beizutreten. Auch ist es richtig, dass Sachverständige für auswärtige Angelegenheiten nicht an allen Bäumen wachsen und die Regierung Zugeständnisse machen musste. Selbst Sozialisten berichteten mir, wie schwierig es für sie sei, richtig geschulte Gewerkschaftsbeamte zu finden, nachdem das Gewerkschaftswesen in Deutschland zwölf Jahre erloschen gewesen sei.

Dann sah ich bestimmte Artikel in der Presse, die mich stützen

liessen. In einer Zeitschrift, zum Beispiel, las ich einen Vergleich zwischen Napoleon III. und Hitler. Napoleon III. – so hiess es in diesem Artikel – sei auch Diktator gewesen und habe sich die Macht auf ebenso legalem oder halblegalem Weg angeeignet wie Hitler; er habe auch seine Macht auf ähnliche Art gebraucht und missbraucht. Napoleon *le petit* sei ebenfalls in einem Krieg besiegt worden, doch, dank Bismarcks Grossherzigkeit, habe man ihm keinen Prozess als ‚Kriegsverbrecher‘ gemacht – dieser Ausdruck wird grundsätzlich immer zwischen Anführungszeichen gesetzt. Der Nürnberger Rechtssprechung gemäss hätte man ihn hängen müssen.

Nun, wenn das nicht verkappte Nazipropaganda ist, dann weiss ich nicht mehr, was man überhaupt als solche bezeichnen kann. Diese Artikel geben Anlass zur Entrüstung, und manchmal war ich geneigt, zu finden, dass diese Entrüstung teils gerechtfertigt, teils das Ergebnis einer Hysterie sei. Es ist leicht, zahlreiche Dinge als ‚undeutsche Betätigung‘ zu bezeichnen. Da gab es eine Anzahl Artikel über Magda Goebbels oder über Naziführer – sie wurden nicht öffentlich gepriesen, aber man gönnte ihnen immerhin einen hervorragenden Platz und zeigte auch ihre vorteilhaftesten Photographien. Einige dieser Artikel versuchen, die Helden von gestern bei dem Publikum von heute nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Andere sind auch nur darum geschrieben worden, weil es sich doch um interessante Leute handelt und weil man – in manchen Fällen – etwas Neues über sie zu berichten weiss. Schliesslich sind Bücher über Rommel, die Tagebücher Goebbels’ und die Memoiren von Nazianhängern auch in England und in den Vereinigten Staaten erschienen, und kein vollsinniger Mensch wird ihren Verlegern vorwerfen, sie hätten verkappte Nazipropaganda machen wollen.

Endlich glaubte ich, meinen Nazi gefunden zu haben. In Bonn wohnte ich in einem Hotel am Rande der Stadt, in einem Ort, der Beuel heisst und am falschen Ende der Rheinbrücke liegt. Beuel ist eine schlechte Adresse, aber das Hotel lag sehr schön am Rheinufer; es war sauber und billig, und für schlechte Adressen hatte ich seit jeher eine Vorliebe.

Meine Ankunft in einem Wagen mit GB hinten verwirrte den freundlichen, höflichen Wirt ebenso wie seine Kellner und die an-

dern Gäste, denn das Hotel galt eigentlich nicht als international. Der Wirt und die andern Gäste stellten mir allerlei Fragen, um herauszubekommen, was für ein Vogel ich sei, und was ich in Bonn zu tun hätte. Das Mysterium wurde immer dichter, als einige wohlbekannte Persönlichkeiten oder auch Ministerien anriefen und mir Botschaften hinterliessen. Schliesslich erzählte ich den Neugierigen, ich sei Schriftsteller und auf der Suche nach Material für ein Buch über Deutschland. Von diesem schicksalsvollen Augenblick an waren alle geradezu bedrückend hilfsbereit und erkundigten sich fünfmal am Tage, ob sie mir irgendwie beistehen könnten. Und das konnten sie tatsächlich; ich wollte einen Mann kennen lernen, der sich als Nazi bekannte und seine Vergangenheit nicht verleugnete. Dazu verhalfen sie mir; sie gruben einen Nazi aus.

Wir sassen auf der Terrasse, von der man den Rhein sieht, im freundlichen Sonnenschein, tranken Bier und unterhielten uns miteinander.

Ja, er war Nazi gewesen, sagte er. Die Nazi hätten sehr viel Gutes getan. Sie hatten jedermann Arbeit gegeben und Ordnung gemacht.

«Zuerst fühlte ich mich zu ihnen hingezogen», sagte er, «weil in Deutschland das Chaos herrschte und ich glaubte, nur die Nazi wären imstande, Ordnung zu machen und Disziplin wiederherzustellen. Eine Diktatur ist an sich schon gut; wenn aber der Diktator verrückt wird, dann ist sie nicht mehr so gut.»

«Ja, das muss allerdings manchmal recht unbequem sein», meinte ich.

«Gewiss», bestätigte er. «Für mich ist das eine grosse Enttäuschung gewesen.»

Ich fragte ihn, unter welchen Umständen er sich der Partei angeschlossen hätte. Ach, das sei nur ein Zufall gewesen; beinahe ein Irrtum. Es hatte sich im Jahre 1932 ereignet. Damals habe er in einem kleinen Dorf im Norden gewohnt und sei in die benachbarte Stadt zu einer nationalsozialistischen Versammlung gegangen, und da habe ein SS-Obersturmführer ihn dem Publikum als erstes Mitglied aus jenem Dorf vorgestellt. Die Zuhörer hatten applaudiert, und da war weiter nichts zu machen. Auf diese Art war er denn Mitglied geworden.

Doch schon im Jahre 1933 habe er sich von den Nazis abgewandt – erklärte er. Er habe bemerkt, dass die Winterhilfe nicht gerecht verteilt worden sei. Manche Bedürftigen seien zurückgewiesen worden, weil sie Kirchenbesucher waren, andere wegen ihrer früheren Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei. Für ihn sei das eine schreckliche Enttäuschung gewesen, weil er doch geglaubt habe, alle Deutschen würden gleich behandelt werden. Er sei ein Idealist gewesen – sagte er – genau wie die grossen Massen des deutschen Volkes. Die Leute in Deutschland seien überhaupt nicht in jenem Sinn Nazi gewesen, wie man sich das im Ausland vorgestellt hatte; sie seien Nazi geworden, weil sie Idealisten waren. Er hatte auch gegen einige lokale Naziführer manches einzuwenden, weil sie, seiner Ansicht nach, keine Idealisten gewesen seien.

Und wie es sich mit den Juden verhalten habe, fragte ich ihn.

Ja, die Juden! Überflüssig zu sagen, dass er nichts von Konzentrationslagern wusste – so sagte er. Nicht das Geringste! Er wusste von drei Kommunisten, die in Konzentrationslagern gewesen waren – in Konzentrationslagern, von deren Vorhandensein er keine Ahnung gehabt hatte – aber dabei hatte es sich um Leute gehandelt, die gleichzeitig gemeine Verbrecher waren. Die Gerechtigkeit verlange, festzustellen, dass er a) tatsächlich nichts von diesen Lagern gewusst, b) immer geglaubt hatte, es seien gewöhnliche Gefängnisse oder eine Art Arbeitshäuser, wo die Menschen umerzogen wurden, um Idealisten zu werden wie die Übrigen. Die Wahrheit über Dachau erfuhr er erst im Jahre 1945. Er hatte sogar einige von den Gefangenen gesehen, die schrecklich abgemagert waren und ausserordentlich lange Fingernägel hatten. Das bewies, dass sie überhaupt nicht gearbeitet hatten. Selbst nach ihrer Befreiung weigerten sie sich, nützliche Arbeit zu leisten, und dessen rühmten sie sich noch in aller Öffentlichkeit. Manche von diesen Leuten – so meinte er – ja, vielleicht die meisten waren nichts als gewöhnliche Verbrecher gewesen. Und im Jahre 1945 lebten sie im Luxus und wurden mit Butter und Eiern und Fleisch gefüttert, während die gewöhnlichen Deutschen Hunger leiden mussten.

«Im Westen redet man beständig von den ‚Nazigrausamkeiten‘»,

fuhr er fort; «hat aber je ein Mensch etwas davon zu sehen bekommen?» Die deutsche Armee sei peinlich ehrenhaft gewesen, und wenn einer plünderte, wurde er streng bestraft. Ein Korporal aus seiner Bekanntschaft sei ins Loch gesteckt worden, weil er die Zahlungsquittung für verschiedene Dinge, die er nach Deutschland heimgeschickt hatte, nicht vorweisen konnte. Ja, das waren die Sitten bei der deutschen Armee, und doch schwatzten die Leute von Grausamkeiten! Er selber war bei den Besetzungstruppen in Frankreich gewesen. Er sei nie in eine französische Wohnung getreten, ohne vorher anzuklopfen.

«Soviel ich weiss», warf ich ein, «hat sogar die Gestapo immer angeklopft, bevor sie ein französisches Heim betrat.»

«Sehen Sie?» sagte er. «Sogar die Gestapo hat angeklopft!» Ich fragte ihn, was er von der Wiederaufrüstung Deutschlands halte.

«Wir gehören zum Westen», erklärte er. «Wir müssen unsere Kultur verteidigen. Aber wir wollen nicht kämpfen. Im letzten Krieg haben wir gekämpft, und im Jahre 1945 wurden wir zu Kriegsverbrechern gestempelt. Warum sollten wir da noch einmal kämpfen? Um wieder als Kriegsverbrecher bezeichnet zu werden? Nein – da bedanken wir uns!»

Ich fragte ihn, ob er Mitglied der Sozialistischen Reichspartei – der Neonazi – sei, doch da protestierte er heftig. Nein, er gehöre zu der F.D.P., dem kleinern Stiefbruder der Christlich-Demokratischen Partei.

«Heute bin ich Demokrat», versicherte er mir.

«Was war die Veranlassung zu diesem Wandel?» fragte ich.

«Nun, ich war mit der politischen Lage nicht zufrieden. Mir hat die Entwicklung der Dinge nach dem Krieg nicht gefallen. Frühere Parteimitglieder und sogar frühere Soldaten wurden davon abgeschreckt, am öffentlichen Leben teilzunehmen. Wir sollten das Feld den Leuten überlassen, die vor 1933 oder 1939 Anti-Nazi gewesen waren. Das habe ich für vollkommen verkehrt gehalten. Warum sollten wir in die Angelegenheiten unseres Vaterlandes nicht auch ein Wort hineinzureden haben? Und da bin ich denn Demokrat geworden.»

Er verstummte und leerte sein Glas. Dann wandte er sich mir zu und lächelte.

«Ich weiss, dass wir heute die ‚Schwarzen Männer‘ sind – wir früheren Nazi. Aber das ist ganz ungerecht. Sie wissen’s hoffentlich besser und haben keine Angst vor uns, was?»

«Ich habe keine Angst vor den alten Nazis», erwiderte ich. «Ich habe nur Angst vor den neuen Demokraten.»



George (György) Mikes



Abschied von Deutschland

Als ich aus Deutschland hinausfuhr und zwischen Köln und Aachen die belgischen Soldaten in ihren englischen Uniformen und in den mächtigen aus England und Amerika stammenden Camions sah, versuchte ich, mir über meine endgültigen Eindrücke klar zu werden. Ich wusste, dass ein moderner Schriftsteller eine ‚Botschaft‘ haben muss. Nie zuvor hatte ich eine Botschaft gehabt, und ich hatte beschlossen, in diesem Buch wenigstens eine Botschaft zu haben. Nun, und wie sollte diese Botschaft beschaffen sein?

Es ist mir ein Vergnügen, mitteilen zu können, dass ich mehr als eine einzige Botschaft über die Deutschen zu bringen habe; es sind gleich zwei Botschaften.

Die erste richtet sich an jene, die darüber klagen, dass die Deutschen Nationalisten sind; dass sie noch Nazi sind; dass sie eine böse, unverbesserliche Gesellschaft sind. Nun, was ist denn Schlimmes daran, ein Nationalist zu sein? Wenn du deine Familie liebst, können die Leute dich selbstüchtig nennen. Liebst du deine Vaterstadt, so bist du ein lächerlicher Lokalpatriot. Liebst du dein Volk, so bist du ein Nationalist. Und selbst wenn du deinen Kontinent liebst, kann man dich zum Isolationisten stempeln. Du solltest die ganze Menschheit lieben – so sagt man dir. Warum aber solltest

du das? Ist das nicht genau so selbstsüchtig wie wenn man Birmingham, Hannover oder Genua liebt? Ist die Menschheit nicht ein willkürlich gewählter Kreis von Lebewesen? Warum solltest du nicht Pferde, Lämmer, Spinnen, Schnecken lieben? Ist es nicht eine keineswegs zu rechtfertigende Selbstsucht, wenn wir Hühner töten, weil sie nützlich, Ratten aber töten, weil sie schädlich sind? Nützlich und schädlich – wem? Sind wir für die Ratten nicht schädlicher als die Ratten für uns? Doch selbst die ganze Erde zu lieben, mit all ihren Menschengeschöpfen, ihren Tieren und Pflanzen – ist das nicht noch immer ein enges, begrenztes Gefühl? Warum gerade die Erde? Sie ist ein kleiner, vorstädtischer Planet, und es ist ganz offenbar, dass wir sie nur darum lieben, weil sie uns Unterkunft gewährt. Die Erde zu lieben, ist also ein enger Lokalpatriotismus. Wie wäre es mit dem ganzen Sonnensystem? Und wie mit einigen Millionen anderer Sonnensysteme?

Ich, meinerseits, kann mich nun einmal nicht dazu zwingen, den Jupiter zu lieben. Der Neptun hat nichts Fesselndes für mich, und eine ganze Anzahl ferner Sonnen lässt mich kalt. Ich habe meine Kinder lieber als anderer Leute Kinder, und mein Adoptivvaterland steht mir näher als Afghanistan. Ich liebe nicht alle meine Nachbarn, und ich kann nicht recht einsehen, warum ich sie lieben sollte. Ich habe Hühner gern und lasse sie schlachten, solange es auf schmerzlose und – welch anmassendes Adjektiv! – menschliche Art geschieht. Alle unsere Neigungen und Abneigungen sind selbstsüchtig und willkürlich, und ich sehe nicht ein, warum wir gerade gegen den deutschen Nationalismus etwas einzuwenden haben. Daraus folgt noch lange nicht, dass dieser Nationalismus zu Kriegen und in Konzentrationslager führen muss.

Jenen, die da behaupten, die Deutschen würden sich nie bessern, möchte ich erwidern: Hört auf, Nazi zu sein! Gebt eure Rassenvorurteile auf! Die Deutschen waren zu Beginn des vorigen Jahrhunderts keine Nazi, und sie werden es zu Beginn des nächsten wahrscheinlich auch nicht sein. Mit ein wenig Weitblick müsst ihr zugeben, dass sie selbst auf dem Gebiet der Demokratie nicht viel von Andern zu lernen haben, uns dagegen auf vielen und sehr verschiedenen Gebieten eine ganze Menge lehren können. Und so lautet

meine Botschaft an diese erste Gruppe: Gebt ihnen, bitte, noch eine Chance!

Dann gibt es andere, die da sagen: Lasst das Vergangene vergangen sein! Ihre edlen Herzen drängen sie dazu, zu vergeben und zu vergessen. Schliesslich – so sagen sie – der Nazismus ist tot, und der Kommunismus ist die wirkliche Bedrohung. Da niemand leugnen kann, dass die Nazi die besten und zuverlässigsten Antikommunisten waren, ist die Logik dieses Arguments unwiderleglich. Doch die Demokratie ist nicht die Sache einer Verfassung; sie ist nicht die Sache von Gesetzen und Wahlmethoden. Sie ist eine Sache der Gewohnheit. Und die Deutschen – ob das nun ihre Schuld ist oder nicht – haben gerade jetzt diese Gewohnheit ein wenig verloren. Und so lautet meine Botschaft an diese zweite Gruppe: Gebt ihnen, bitte, nicht noch eine Chance!

Als ich durch die Strassen von Aachen fuhr, bemerkte ich einen Herrn, der seinen Hut am Oberteil seiner Weste angehängt trug. Das regte mich derart auf, dass ich den Wagen anhielt, in ein kleines Wirtshaus ging, Wurst und Bier bestellte, und nachdem ich mit dem Wirt über gleichgültige Dinge geschwätzt hatte, fragte ich ihn, ob es eine individuelle Erfindung oder ein allgemeiner Brauch sei, den Hut an der Weste zu befestigen. Er versicherte mir, dass das ziemlich weitverbreitet sei.

«Es ist sehr praktisch», erklärte er. «Wenn Sie Ihren Hut brauchen, so setzen Sie ihn auf. Und brauchen Sie ihn nicht, so stört er Sie nicht weiter. Und Sie müssen ihn nicht in der Hand tragen.»

«Ich verstehe», sagte ich. «Man ist den Hut los, ohne ihn doch ganz los zu sein. Und wenn man sich ein Ansehen geben will, so setzt man ihn auf.»

«So ist es», sagte er.

Er sah, dass ich dieser Erscheinung nachsann, und fragte:

«Finden Sie, dass daran etwas in Unordnung ist?»

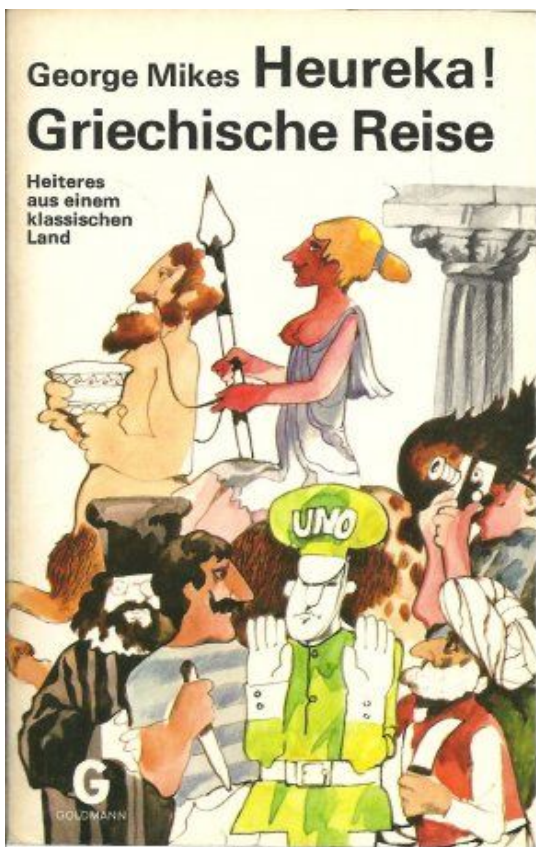
«Nichts ist daran in Unordnung», erwiderte ich. «Nicht das Geringste. Macht es aber doch lieber nicht mit euren Hosen!»

«Mit unseren Hosen?» fragte er, und in seiner Stimme war eine gewisse Überraschung nicht zu überhören.

«Ja, macht es nie wieder mit euren Hosen!»

Er sah mich an, als ob ich wahnsinnig wäre. Aber ich war nicht wahnsinnig. Ich entledigte mich nur meiner dritten Botschaft über die deutsche Frage.

ENDE





Kennen Sie
Ronald Searles Zeichnungen?

Kaufen Sie *Weil noch das Lämpchen glüht*,
99 boshafte Zeichnungen von Ronald Searle, gerechtfertigt
durch Friedrich Dürrenmatt

Fr. 7.80 / DM 7.50

In jeder Buchhandlung

Searle zählt unbestritten zu den grössten satirischen Zeichnern seit Daumier und Wilhelm Busch. *Frankfurter Rundschau*

Die geistig Trägen, tierisch Ernsten werden diese Art Humor nie und nimmer begreifen, die Schnellen und Hellen hingegen springen darauf an, kaum haben sie den Band angeblättert.

M. G. in «Die Weltwoche», Zürich

DIOGENES VERLAG ZÜRICH